

soziologie heute

das soziologische Fachmagazin

in Kooperation
mit dem

BDS Berufsverband Deutscher
Soziologinnen und Soziologen e.V.

Sommerakademie-Report

Die gespaltene Gesellschaft

Netzwerke

Freundschafts-Triaden

Public Observer

Massenmediale Indoktrination

Gewalt

Ordnung und Unfrieden

Politische Ordnung

Klimapolitik

Betteln

Die Bitte um Almosen

Ungleichheit

Im Auge des Betrachters

Philosophie

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling

„Je weiter oben man sich auf der sozialen Skala befindet, desto eher ist man in der Lage, politische Agenda beeinflussen zu können.“

Sighard Neckel
Sommerakademie Kremsmünster 2019



- Wie gehen Sie mit den aktuellen politischen Themen, wie dem Handelskrieg zwischen den USA und China um? Wie sichern Sie sich gegen die starken Währungsverluste und hohen Kursschwankungen in vielen Ländern, wie beispielsweise in Venezuela und in der Türkei ab?
- Haben Sie sich schon einmal in Zeiten von absoluten Niedrigzinsen Ihre Kreditkonditionen unabhängig überprüfen lassen?
- An welchen Spezialisten wenden Sie sich, um in einer Phase von hochvolatilen Börsenzeiten trotzdem mit Ihrer Alters- und Gesundheitsvorsorge auf der sicheren Seite zu sein?

Viele aktuelle Fragen und ein Spezialist für alle Antworten.



Innovativ und kompetent - mit uns können Sie rechnen!

Zentrale Linz
Investcon Finanzconsulting GmbH
Spallerhofstr. 16, A-4020 Linz

Gmunden
Linzerstraße 11
4810 Gmunden

Kanzlei Wien 1
Wipplingerstr. 18
A-1010 Wien

Kanzlei Wien 13
Kupelwiesergasse 19/7
A-1130 Wien

Editorial

Werte Leserin, werter Leser,

europaweit und global scheinen sich Spannungen und Konflikte auszubreiten. Menschen sind vielerorts beunruhigt, haben Angst. Manche sprechen von einer Spaltung der Gesellschaft. Die Ökumenische Sommerakademie in Kremsmünster griff dieses Thema auf und lud neben Sozialwissenschaftlern, Theologen, Menschenrechtlern erstmals auch Politiker ein, ihre Erwartungen an Kirchenvertreter zu formulieren, sich aber auch deren Kritik zu stellen. **soziologie heute** war dabei und präsentiert Ihnen die wichtigsten Auszüge aus Vorträgen und Interviews.

Auch Soziologinnen und Soziologen sind nicht davor gefeit, ihre eigene Lebenswelt nicht richtig einschätzen zu können. In seiner *Lebensmitschrift eines Soziologen* weist **Hermann Strasser** auf so manch eigenartige Entwicklungen hin und fragt: Sind wir auf dem Weg in die taktische Gesellschaft?

Jeder von uns war schon einmal mit Bettlern konfrontiert. Eine ausgestreckte Hand, ein Hut oder Teller signalisiert die Bitte um eine „milde Gabe“. Neben dieser stillen Form des Bettelns gibt es allerdings auch offensive Formen, wo der Bettelnde davon ausgeht, ein Recht auf die Gabe zu haben. **Ulrich Steuten** analysiert in seinem Beitrag das Betteln als soziale Interaktion.

„Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Mit diesem Sprichwort reagiert man im Alltag gerne auf Leute, die die Schuld für ihr Unglück vor allem bei anderen suchen. **Heiner Meulemann** geht der Frage nach, was es mit diesem Sprichwort auf sich hat.

Neben diesen genannten Themen erwarten Sie noch zahlreiche weitere Beiträge, z. B. über Ordnung und Unfrieden von **Sven Papcke**, Klimapolitik von **Dieter Senghaas**, Bertolt Brechts Niederlagen von **Richard Albrecht** oder über massenmediale Indoktrinationen von **Bernhard Martin**, u.v.m.

Wir wünschen Ihnen noch einen erholsamen Sommer - erfüllt von spannenden soziologischen Phänomenen!



Dr. Bernhard Hofer



Dr. Claudia Pass



Dr. Alfred Rammer

soziologie heute ist das erste und bislang einzige illustrierte und aktualitätsbezogene Fachmagazin für Soziologie im deutschsprachigen Raum.

soziologie heute informiert zweimonatlich über sozialwissenschaftliche Erkenntnisse, analysiert aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen und bereitet die behandelten Themen auch für Laien verständlich auf.

soziologie heute richtet sich vor allem an bildungsorientierte LeserInnen, welche gesellschaftliche Vorgänge und Phänomene hinterfragen wollen, mit Studium, Lehre oder Forschung konfrontiert sind und als Meinungsführer oder kritische Konsumenten auftreten. Dazu zählen neben StudentInnen der Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften vor allem auch PädagogInnen im Schul- und Erwachsenenbildungsbereich, Menschen in Sozial- und Gesundheitsberufen sowie die in diesen Bereichen tätigen Institutionen und Organisationen.

Ein besonderes Anliegen ist dem Herausgeber die Pflege des Kontaktes mit den Nachbardisziplinen. Aus diesem Grund wird **soziologie heute** auch immer wieder Ausflüge in Bereiche der Kulturwissenschaft, Ethnologie, Verhaltensforschung, Psychologie, Psychoanalyse, Politologie, Geschichte, Wirtschaftswissenschaft usw. wagen - um einfach aufzuzeigen, dass die Soziologie letztlich ein Sammelbecken ist, in dem Erkenntnisse aller Wissenschaften vom Menschen zusammenfließen.

soziologie heute präsentiert Themen, welche uns Menschen als Mitglieder einer Gesellschaft im Wandel bewegen. In Interviews erläutern führende ExpertInnen ihre Sichtweise, in Reportagen wird aktuellen Ereignissen und möglichen Entwicklungen nachgegangen, und die Markt- und Meinungsforschung präsentiert die neuesten Untersuchungen. Besonderer Raum wird den Klassikern der Soziologie gewidmet. Hier erfahren Sie alles über die Wegbereiter dieser relativ jungen Wissenschaft. Darüber hinaus widmen sich spezielle Rubriken den neuesten Publikationen, Veranstaltungen und erläutern Fachbegriffe.

soziologie heute ist allerdings auch ein Medium, welches - ganz im Sinne dieser interdisziplinären Wissenschaft - vernetzen will. Unser Magazin bietet die Möglichkeit, auf Ihre Produkte, Dienstleistungen oder Treffen aufmerksam zu machen. Hier können Sie auch Kontakte knüpfen oder neue MitarbeiterInnen gewinnen.

Mit **soziologie heute** begeben Sie sich auf die wohl spannendste Reise der Welt: Entdecken Sie mit uns die Gesellschaft.

Lebensmitschrift
eines Soziologen

14



Foto: Strasser, privat

Freundschaft-Triaden

19



Foto: pexels.com

Ordnung und Unfrieden

28



Bild: wikimedia commons

Im Auge des Betrachters

38



Bild: Stefan Bayer, pixelio.de

6

Die gespaltene
Gesellschaft



Foto: soziologie heute

Bernhard Hofer präsentiert Auszüge aus Vorträgen und Interviews von der diesjährigen Ökumenischen Sommerakademie in Kremsmünster

- 03 Editorial
- 06 Bernhard Hofer
Die gespaltene Gesellschaft
- 14 Hermann Strasser
Lebensmitschrift eines Soziologen (Folge 6)
- 19 Andreas Bleeck
Freundschaft-Triaden als Grundlagen v. Netzworkebildung
- 23 Berufsverband Deutscher Soziologinnen u. Soziologen e.V.
BDS-Newsletter 4/2019
- 27 Bernhard Martin
Public Observer
- 28 Sven Papcke
Ordnung und Unfrieden
- 32 Dieter Senghaas
Klimapolitik
- 34 Ulrich Steuten
Die Bitte um Almosen
- 38 Heiner Meulemann
Im Auge des Betrachters
- 41 Frank Wolfram Wagner
Kleinerer Raum für Meinungsfreiheit?
- 42 Oliver Jeschonek und Elvira Hauska
Mediationssoziologie beim Österreichischen Bundesheer
- 43 Oliver Wolff
Wenn KI ein Geschlecht hätte, wäre sie männlich
- 44 Alfred Rammer
Friedrich Wilhelm Joseph Schelling

Die Bitte um Almosen

34



Foto: Steuten, privat

Ulrich Steuten widmet seinen Beitrag dem Thema Betteln einst und heute und versucht, den Blick für dieses soziale Phänomen zu weiten.

- 46 Bernhard Hofer
Buchvorstellungen
- 47 Richard Albrecht
Bertolt Brechts Niederlagen
- 48 Österreichische Gesellschaft für Soziologie
„Cultural Lag“ in der digitalen Gesellschaft - Kongresshinweis



Sie möchten einen Artikel in *soziologie heute* veröffentlichen?

Besuchen Sie unsere Website www.soziologie-heute.at und klicken Sie auf den Button HINWEISE FÜR AUTOR/INNEN

IMPRESSUM

Medieninhaber und Herausgeber:

i-trans Gesellschaft für Wissenstransfer (im OÖVBW)
A-4040 Linz, Aubrunnerweg 1
Tel.: +43 732 254024
Mail: office@soziologie-heute.at
www.soziologie-heute.at
Vorstand: siehe Chefredaktion, ZVR: 286123776.

Mitherausgeber und Kooperationspartner:

Berufsverband Deutscher Soziologinnen und Soziologen e.V.
D-45665 Recklinghausen, Ostcharweg 123
Tel.: +49 2361 492025
Mail: info@bds-soz.de
www.bds-soz.de

Chefredaktion:

Dr. Claudia Pass, Dr. Bernhard Hofer, Dr. Alfred Rammer (Mail: redaktion@soziologie-heute.at)

In dieser Ausgabe mit Beiträgen von:

Hermann Strasser, Andreas Bleeck, Hans-Werner Franz, Verena Becker, Paula Wiesemann, Bernhard Martin, Sven Papcke, Dieter Senghaas, Ulrich Steuten, Heiner Meulemann, Frank Wolfram Wagner, Oliver Jeschonek, Elvira Hauska, Oliver Wolff, Alfred Rammer, Richard Albrecht, Bernhard Hofer.

Für namentlich gezeichnete Artikel sind die jeweiligen Autorinnen und Autoren verantwortlich.

Layout:

i-trans Gesellschaft für Wissenstransfer

Foto (Titelseite):

Pexels.com

Hersteller:

Easy Media GmbH, A-4020 Linz, Industriezeile 47.

Für Bestellungen wenden Sie sich bitte an:

soziologie heute
A-4040 Linz, Aubrunnerweg 1
Tel.: +43 732 254024
Mail: office@soziologie-heute.at

Jahresabo inkl. Versandkosten:

€ 38,- (Österreich), € 45,- (EU), € 55,- (außerhalb der EU). Das Abo verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn es nicht bis spätestens zwei Monate vor dem Ablauf schriftlich gekündigt wird. Für Student/innen gibt es Vergünstigungen. Näheres auf der Homepage www.soziologie-heute.at.

Erscheinungsweise:

6x jährlich

vorzugsweises Verbreitungsgebiet:

Deutschland, Österreich, Schweiz.

Blattlinie:

soziologie heute versteht sich als soziologisches Fachmagazin mit dem Ziel, gesellschaftliche Entwicklungen und Herausforderungen darzustellen und zu analysieren.

soziologie heute ist parteiunabhängig und tritt für demokratische Grundrechte und Werte ein.

soziologie heute bekennt sich zu den Grundsätzen der sozialen Gerechtigkeit bei Aufrechterhaltung der Eigenverantwortlichkeit des Staatsbürgers, zu den Grundsätzen der sozialen Marktwirtschaft, zur freien unternehmerischen Initiative und zum Leistungswettbewerb.

soziologie heute tritt für die Wahrung der Menschenrechte und für die Grundfreiheiten ein - wo immer diese auch bedroht sein mögen.



REPORT

Die gespaltene Gesellschaft

ein Bericht von der 21. Ökumenischen Sommerakademie

von Bernhard Hofer

Vom 10. bis 12. Juli 2019 fand im Stift Kremsmünster in Oberösterreich die alljährliche Ökumenische Sommerakademie statt. Zahlreiche hochkarätige Vortragende aus den Bereichen Sozialwissenschaften, Theologie, Politik und Sozialorganisationen waren zu Gast. **soziologie** heute war vor Ort und präsentiert Ihnen ausgewählte Auszüge aus den Vorträgen und Interviews.

In seinem Vortrag über „Die Wiederkehr der Gegensätze“ ging **Sighard Neckel**, Professor für Gesellschaftsanalyse und sozialen Wandel an der Universität Hamburg, der Frage nach, woran wir messen, ob eine Gesellschaft gespalten ist. Nach Neckel treten Probleme immer dann auf, wenn man sich gegenseitig aus den Augen verliert, wenn sich gesellschaftliche Gruppen nicht einmal mehr begegnen, sondern in verschiedenen Welten leben. Dann entstehen nicht nur Konflikte, sondern Gegensätze, und aus diesen Gegensätzen können dann Gegnerschaften, ja Feindschaften werden, die die Grundlagen einer demokratischen Gesellschaft zerstören.

Neckel konzentriert sich hauptsächlich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, in denen wir heute leben, und die sozialen und politischen Konsequenzen, die die Veränderung der Ökologie und der wirtschaftlichen Lebensverhältnisse zur Folge haben. Trotz globaler Zunahme des Wohlstandes hat in eben diesem Maße auch die ungleiche Verteilung dieses Wohlstandes zugenommen.

So verfügen die heutigen gesellschaftlichen Oberschichten nicht nur über ein historisch hohes Vermögen, sie bekommen auch zusätzlichen politischen Einfluss. In Deutschland gibt es einen Niedriglohnsektor, der bereits 20 Prozent der Erwerbstätigen betrifft. Auch in Österreich ist es seit mehr als drei Jahrzehnten zu einem kontinuierlichen Rückgang des Anteils von Löhnen und Gehältern am Volkseinkommen gekommen, während zugleich der Zuwachs und die hohe Konzentration des privaten Vermögens die wirtschaftliche Bedeutung des Kapitalbesitzes weiter erhöht wird. Auf einen Zeitraum von fast 25 Jahren, also von 1990 bis 2014, ist der Lohnanteil der unteren 20 Prozent der österreichischen Bevölkerung am gesamten Einkommen um mehr als 50 Prozent gesunken, während der Anteil der oberen 20 Prozent mit dem höchsten Einkommen um fast 10 Prozent gestiegen ist.

„Die Kluft zwischen den Spitzengehältern und den normalen Arbeitseinkommen hat gewaltige Ausmaße angenommen. Und dies im Zeitraum von noch nicht einmal einer Generation.“

Während für die unteren Einkommensschichten erhebliche finanzielle Einbußen entstanden, vollzog sich zur selben Zeit in fast allen westlichen Ländern ein historisch einmaliger Anstieg der Spitzeneinkommen. In den Vereinigten Staaten lag Mitte der 1960er Jahre das Verhältnis der Einkommen der CEOs amerikanischer Unternehmen zu den amerikanischen Durchschnittsgehältern bei 20 : 1. Seit dem Jahr 2012 ist jedoch dieses Verhältnis in den USA auf das sagenfache 270fache gestiegen. So verwundert es nicht, dass 1 Prozent der amerikanischen Haushalte heute 25 Prozent des amerikanischen Bruttoeinkommens erzielen, ein Wert, der noch niemals so hoch war.

Nicht anders verhält es sich auch bei den Gehältern von Managern und Unternehmensleitungen in Österreich. Das Verhältnis der Vorstandsgehälter der börsennotierten Unternehmen zu den Durchschnittsgehältern hat sich von 2003 bis 2017 um 208 % gesteigert, während bei den mittleren Einkommen nur ein Anstieg von 32 % zu verzeichnen ist. ATX-Vorstände erhielten 2003 das 24fache des durchschnittlichen Einkommens, während 2017 bereits das 56fache verzeichnet wurde. 2017 erhielten österreichische ATX-Vorstände durchschnittlich 1,7 Mio. Euro.

Hinsichtlich der Ursachen für diese immens hohen Einkünfte findet Neckel keinen einzigen wirtschaftlichen Faktor. Dass die heutigen Spitzeneinkommen von Leistungsgesichtspunkten und den Kriterien wirtschaftlicher Produktivität ziemlich unabhängig sind, das belegt keine Branche schlagender als der Finanzsektor.

Obwohl die Finanzkrise von 2008 nach Schätzungen der DZ-Bank in Deutschland allein 500 Milliarden Euro an Staatsschulden und Wohlstandseinbußen gekostet hat, sind die Einkommen im Finanzsektor seither wieder kräftig gestiegen. Die durchsetzungsstarken Akteure der Finanzindustrie bedienen sich dabei nicht nur bei den Staatshaushalten, sondern auch bei den eigenen Unternehmen. Ein Beispiel ist hier die Deutsche Bank. Obwohl das Investmentbanking dieser Bank seit Jahren schwere Verluste eingefahren hatte und allein 6 Milliarden Euro allein an Strafzahlungen und Vergleichskosten verursachte, konnten sich die investmentbanker dieses Unternehmens Bonuszahlungen von insgesamt 4 Milliarden Euro sichern. Die Vorstandsmitglieder dieser Bank standen dem nicht nach und haben selbst in Jahren, in denen die Gesamtrendite dieser Bank nicht höher als 1 Prozent lag, was eher dem klassischen Zinssatz eines Sparbuchs entspricht, Jahresgehälter von bis zu 7 Millionen Euro erhalten. Alle diese Entwicklungen haben dazu geführt, dass die Deutsche Bank heute, um sich als Unternehmen noch zu retten, 18000 Beschäftigte entlassen musste.

In einer Gesellschaft, die zur Rechtfertigung sozialer Unterschiede auf das Leistungsprinzip und den fairen Wettbewerb rekurriert, in einer solchen Gesellschaft muss eine solche Verteilung des Wohlstandes auf eine berechnete Kritik stoßen. Für Neckel ist es auch kein Wunder, dass sich die öffentlichen Beschwerden über wirtschaftliche Ungerechtigkeiten häufig auf den Finanzsektor konzentrieren, der wie kein anderer für die Ablösung von den meritokratischen Grundsätzen, von den leistungsbezogenen Grundsätzen, steht, auf die sich die Marktwirtschaft beruft.

Nicht weniger leistungsfern als die Verteilung von Einkommen stellt sich die Vermögensverteilung dar. Das reichste Zehntel aller Haushalte in Deutschland haben 1970 ungefähr



Foto: soziologie heute

54 Prozent des gesamten Nettovermögens besessen. Heute besitzen sie 66 Prozent. Das reichste Prozent in der Bevölkerung, das pro Kopf ein Vermögen von rund 800.000 Euro besitzt, kommt gar auf 36 Prozent aller Vermögenswerte des Landes. Hingegen verfügen 25 Prozent aller Erwachsenen über gar kein Vermögen, bei rund 7 Prozent sind die Schulden viel größer als der Besitz.

Mit Verweis auf den französischen Ökonomen Thomas Piketty betont Neckel, dass die Vermögensungleichheit heute fast so hoch ist wie sie in Deutschland am Ende des Kaiserreiches war. Die Politik des sozialen Ausgleichs, die sich in der Nachkriegszeit vollzogen hat, ist in den letzten 20 bis 25 Jahren gewissermaßen verschwunden.

Allein zwischen 2000 und 2010 wurden in Deutschland 2 Billionen Euro vererbt, und in den nächsten 10 Jahren rechnen die Banken damit, dass weitere 2 bis 4 Billionen Euro vererbt werden. Über zwei Drittel dieses vererbten Vermögens entfällt auf nur 20 Prozent der Erben, die häufig bereits vermögend sind, während fast die Hälfte der Bevölkerung gar nicht in den Genuss von Erbschaften kommt. Ähnlich stellt sich die Situation auch in Österreich dar. Nur knapp ein Drittel der unteren 90 Prozent der österreichischen Bevölkerung erbt überhaupt, bei den oberen 10 Prozent der österreichischen Bevölkerung hingegen erben drei Viertel der Haus-

„Für Österreich und Deutschland gilt, dass es bei den Vermögen fast nur mehr ein Oben und ein Unten gibt.“

„Je weiter oben man sich auf der sozialen Skala befindet, desto eher ist man in der Lage, politische Agenda beeinflussen zu können.“

halte im Schnitt ungefähr 830.000 Euro. Das entspricht ungefähr dem Siebenfachen, was die anderen 90 Prozent aller österreichischen Haushalte erben. In Österreich werden Vermögenseinkommen durch einen niedrigen Fixzinssatz besser gestellt, Arbeitseinkommen jedoch aufgrund einer progressiven Besteuerung deutlich schlechter. Vermögenseinkommen tragen aufgrund ihrer niedrigen Besteuerung auch kaum zur Finanzierung des Sozialstaates bei.

Interessant erscheint Neckel die Frage, welche Forderungen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen an das politische System erfüllt werden und welche nicht. So wurden in den meisten westlichen Ländern die Forderungen von bessergestellten Schichten in größerem Ausmaß zu einer politischen Agenda als jene der unteren Schichten. Die zunehmende Ungleichheit führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit bei der politischen Mitsprache. Mit einem höheren Sozialstatus steigen auch die Chancen, sich politisch einbringen zu können.

Diese Sichtweise wird auch vom britischen Politikwissenschaftler Colin Crouch gestützt, welcher argumentiert, dass durch die enge Verflechtung von Politik und einflussreichen, wirtschaftlichen Kreisen die Demokratie Schaden genommen hat. Crouch bezeichnet unser politisches System als sog. „Postdemokratie“, in der die Demokratie zwar rechtlich abgesichert ist, aber real geschwächt wird, da relevante Entscheidungen immer mehr nicht von demokratisch legitimierten Repräsentanten gefällt werden, sondern von einer wirtschaftlichen Elite.

KIRCHE ALS „OASEN DES VERTRAUENS“ IN KULTUREN DER ANGST

In den USA und in Europa herrscht eine Kultur der Angst. Wie kann man die Angst verstehen und wie in der Angst bestehen?

Christliche Kirchen könnten dabei so etwas sein wie Oasen des Vertrauens.

Der emeritierte Professor für Pastoraltheologie an der Universität Wien, **Paul Zulehner**, bezieht sich auf ein Zitat Franklin D. Roosevelts, der 1933 bemerkte: „Das einzige, wovor man wirklich Angst haben muss, ist die Angst.“

Seit dem Angriff 9/11 herrscht in den USA eine „culture of fear“ wie es Frank Furedi in seinem 2004 erschienenen Buch bezeichnete. Und dieselbe Grundstimmung trifft man auch in Europa an. Auslöser dafür war die Finanzkrise 2008. Das Eintreffen einer großen Zahl schutzsuchender Menschen aus den Kriegsgebieten des Nahen Ostens und aus Afghanistan hat dieser Angst ein weiteres Gesicht verliehen.

Nach Zulehner ist die Kultur der Angst heute in unseren Ländern im Aufwind. Medien, Sprache und Politik tragen dazu bei. Vor allem die Boulevard-Medien fördern die Kultur der Angst schleichend und täglich. Eine Folge ist die Generalisierung, die Verallgemeinerung schlechthin. Hinzu kommt, dass wir auch eine

„Politisch geschürte Angst sitzt im Bauch, ist irrational, lähmt das solidarische Tun und erzeugt Hass und Aggression.“



„Wir leben in einer Kultur ständiger Rivalität untereinander.“

Sprache der Angst praktizieren. Das zeigte sich insbesondere während der Flüchtlingszeit. Zunächst positiv besetzte Begriffe wie „Willkommenskultur“ oder „Gutmensch“ erfuhren in unglaublich kurzer Zeit eine negative Besetzung. So reden wir heute von Flüchtlingskrise, von Flüchtlingswellen oder von Flüchtlingslawinen. Wir reden davon, Europa müsse sich gegenüber den Flüchtlingen abschotten, weil das Eindringen von Flüchtlingen das Schiff Europas in den Untergang führen kann. In ähnlicher Weise praktizieren wir es auch mit dem Begriff „Islam“. Sehr schnell wird Islam mit politischem Islam gleichgesetzt. So polarisiert man mit „Kampf gegen die Islamisierung“ und „islamischen Kindergärten“, „islamischem Terror“ und „islamischer Intoleranz“. Manche politischen Parteien betreiben heute eine Politik der Angst. Eine solche Politik der Angst meint, dass Europa zur Festung ausgebaut werden müsse. Und es kämen nur Wirtschaftsflüchtlinge. Der Sozialstaat werde durch die Einwanderung gefährdet. Und wenn es so weitergehe, dann werde alles in einer Katastrophe münden.

Solch politisch geschürte Angst - so Zulehner - sitzt freilich im Bauch, ist irrational, lähmt das solidarische Tun und erzeugt Hass und Aggression. In der Fachsprache unterscheidet man

von Angst die Furcht, denn diese sitzt im Kopf, ist rational, ist zuversichtlich, ist schöpferisch aktiv und sichert so das Überleben. Es stellt sich die Frage: Wie könnte es denn gelingen, dass aus der Angst im Bauch die Furcht im Kopf wird? Dies - so Zulehner - wäre eine Meisterleistung für den Dialog und die Politik.

Zulehner erwähnt unterschiedliche Ängste: Biographische Ängste wie krank werden, den Lebenspartner verlieren, einen Unfall erleiden oder frühzeitig sterben. Soziale Abstiegsängste, von denen manche konkret mit den Personen, die Asyl erhalten, in Verbindung gesetzt werden. Ängste haben jedoch auch die Reichen. Man fühlt sich z. B. wie ein Fremder in der eigenen Heimat. Viele sind auch geprägt von einer Angst, zu kurz zu kommen. Diese Angst entsolidarisiert. Wir leben in einer Kultur ständiger Rivalität untereinander.

Um nun mit dieser Angst in ihren vielfältigen Facetten leben zu können, greifen wir zu sogenannten Selbstsicherungsstrategien. Zulehner bezieht sich auf die tiefenpsychologischen Analysen der Schweizerin Monika Renz, die meint, dass uns in der Angst mehrere Sicherungsstrategien zur Verfügung stehen. Als die drei herausragenden nennt sie Gewalt, Gier und Lüge. Das sind alles Mechanis-

men, mit denen wir uns vor unserer eigenen Angst schützen. Diese Strategien finden wir auch im politischen Alltag. Dort heißen sie dann Terrorismus, Finanzgier und Korruption.

Für Paul Zulehner wird die Vertrauensbildung wird zu einer zentralen Lebensaufgabe. Eine Politik des Vertrauens könnte in der Flüchtlingsfrage so aussehen: sie bekämpft etwa die Ursachen der Flucht und nicht die Flüchtenden, sie richtet humanitäre Korridore ein, schafft einen Marshallplan für Afrika. Vor allem traut sie der Bevölkerung immer ein wenig mehr Solidarität zu als sie meint, tragen zu können. Und so wird die Grundstimmung der Kultur wieder zuversichtlich. Wir schaffen das.

Solche vertrauensbildende Vorgänge sind wie säkulare Sakramente. Sie schaffen einen Erfahrungs- und Handlungsraum, der nicht von Ängsten, sondern von Vertrauen durchflutet ist. In solchen Räumen der Gesellschaft wird nicht moralisiert, auch nicht polemisiert, wird keine Politik mit der Angst gemacht. Das Hauptziel besteht vielmehr darin, das in jedem Menschen vorhandene Urvertrauen wieder zu heben, mit ihm in Berührung zu bringen.

Die christlichen Kirchen können und sollen in dieser Frage auf ihre Kernkompetenz zurückgreifen. Es ist nicht notwendig, moralisch perfekt zu sein, sondern mit Gott verbunden zu sein. Christliche Kirchen können zu Oasen des Vertrauens werden. Wer sich auf solche Oasen einlässt, hat es auch leichter, in der Angst zu bestehen. Gerade in der Flüchtlingszeit waren die Schutzsuchenden sehr gut bei Caritas und Diakonie aufgehoben. Und das Rote Kreuz und andere Hilfsorganisationen haben zudem gezeigt, dass Solidarität auch noch weiter und breiter als unsere Kirchen sein können.



Christian Spieß

Professor für Christliche Sozialwissenschaften an der
Katholischen Privat- Universität Linz

SOLIDARITÄT IM KAMPF UM ANERKENNUNG

Foto: soziologie heute

soziologie heute: Sie nähern sich dem Thema „Die gespaltene Gesellschaft“ auf zwei Wegen: zum einen greifen Sie auf eine Theorie der **Anerkennung** zurück, zum anderen nähern Sie sich mithilfe des Begriffs der **Solidarität**. Können Sie uns Beispiele für Formen der Anerkennung bzw. Nichtanerkennung nennen, die in Folge zu Phänomenen der gesellschaftlichen Spaltung führen?

Spieß: Also ich glaube, Anerkennung ist eher gelungen im Bereich der sexuellen Orientierung, bei der Homosexualität. Hier gibt es eine größere Anerkennung, gleichzeitig aber auch eine neue Spaltung bei jenen, die das eher ablehnen, vor allem im größeren Zusammenhang, also die ganze Gender-Diskussion auch polemisch beschreiben. Also einerseits ein höheres Maß an Anerkennung, andererseits - und das zweite - ist der Bereich des Islam.

soziologie heute: Solidarität als gesellschafts- und wohlfahrtspolitisches Programm, ist eine weitere Begrifflichkeit, die Sie in guter katholischer Tradition verwenden, um der Spaltung d. Gesellschaft gerade in prosperierenden Volkswirtschaften und den manchmal gravierenden Differenzen von Einkommen und Vermögen sowie Chancenungleichheit zu begegnen. Wie dürfen wir dies verstehen?

Spieß: Ich glaube, man kann da auf Ressourcen zurückgreifen, die es gibt. In gewisser Weise war und ist das solidarische politische Gemeinwesen in Österreich ganz gut etabliert, in Deutschland in ähnlicher Weise. Es ist wichtig, dass man starke Organisationen etabliert und rechtlich absichert, die für den sozialen Ausgleich sorgen. Das ist vor allem in der Sozialversicherung, die Sozialpartnerschaft und die freie Wohlfahrtspflege.

soziologie heute: Nun, in Österreich gibt es ja derzeit eine scharfe Diskussion um die Veränderungen in der Sozialversicherung ...

Spieß: Reformieren kann man die Sozialversicherungssysteme immer. Aber man soll doch darauf achten, dass sie funktional bleiben und vor allem bestehen bleiben. Abzubauen würde die gesellschaftliche Spaltung verschärfen. Man muss überlegen, was die Sozialversicherung leistet. Eine gewisse Umverteilungswirkung sorgt zumindest dafür, dass sozioökonomisch schlechter gestellte Menschen an der Gesundheitsversorgung teilhaben. Man kann es verbessern, aber im Prinzip halte ich das für ein großartiges solidarische Instrument. Mir ist es ein Anliegen zu zeigen, dass es um solche Institutionalisierungen geht bei der Solidarität, also nicht

Solidarität im warmherzigen Sinne, wir tun Gutes füreinander, setzen uns füreinander ein etc. Das ist sicherlich richtig. Aber mir geht es um einen anderen Solidaritätsbegriff, nämlich einen, der in die Gesellschaft eingelassen, rechtlich verpflichtende Instrumente des solidarischen Ausgleichs meint.

soziologie heute: Nun ist es ja nicht immer leicht herauszufinden, ob es diversen Anspruchsgruppen um Anerkennung oder um ein Mehr an Solidarität geht. Wie geht man da am besten vor?

Spieß: Ich glaube, letztendlich fahren mit dem System des sozialen Ausgleichs alle gut. Ich glaube auch, wenn man in der Arbeiter- und Wirtschaftskammer nachfragt, so findet dieses System des sozialen Ausgleichs ein hohes Maß an Zustimmung. Ich glaube auch, Unternehmen sind froh, Produktionen und Dienstleistungen in der Gesellschaft mit solidem sozialen Ausgleich erbringen zu können. Manche verlagern ins Ausland, aber ich denke, dass die meisten letztendlich mit diesem sozialen Ausgleich leben wollen. Vor allen Dingen – das hätte ich vorhin vielleicht noch besser erläutern sollen – mit der Absicherung nach unten in Führungszeichen. Mindestsicherung soll eher Menschenwürde sichern.

Ich glaube, im Grunde wollen wir alle nicht in einer Gesellschaft leben, in der es viele Arme gibt. Also wir gewöhnen uns an die Bettler aus Rumänien, weil es in gewisser Weise ein Modell ist, das sich in Europa etabliert, dass es sehr arme und sehr reiche Gesellschaften gibt. Aber wir wollen nicht, dass plötzlich zahlreiche Österreicher auch betteln – also, man soll nicht nationalistisch sein – aber da gibt es dann doch eine Hemmung, oder?

soziologie heute: Die großen etablierten Kirchen, insbesondere die katholische und die evangelische Kirche, erfahren seit Jahren einen beachtlichen Mitgliederschwund. Andere religiöse Bewegungen – ich denke dabei insbesondere an die Evangelikalen – verzeichnen relativ starke Zuwächse. Dabei handelt es sich zum Großteil um inzwischen anerkannte Religionsgemeinschaf-

ten. Kürzlich trat bei einem großen Event der Evangelikalen in Wien neben Ex-Kanzler Kurz auch Kardinal Schönborn auf und erweckte damit den Anschein der Solidarität. Wirkt in diesem Fall nicht Anerkennung und Solidarität kontraproduktiv für die eigene Position, konkret für die Kirche?

Spieß: Solidarität würde ich es nicht bezeichnen, eher Anerkennung, da bin ich überrascht. Ich verstehe Anerkennung vor allen Dingen auf der politischen Ebene. Ich würde selbstverständlich dafür plädieren, dass man freikirchliche Bewegungen zulässt, auch wenn man sie vielleicht sonderbar findet. Auch beim Islam. Es geht ja darum, dass man Dinge, die man sonderbar findet oder ablehnt, zulässt in einem gewissen Maße. Bei der Solidarität oder Anerkennung durch die Kirche – wie der Kardinal das praktiziert hat – das halte ich

persönlich für falsch. Ich halte es für richtig, dass auch interreligiöse Anerkennung praktiziert wird, aber das war ja eindeutig eine Propagandaveranstaltung, die dann auch noch in ein ganz merkwürdiges Fahrwasser geraten ist. Also das halte ich politisch für unangemessen, dass sich die Kirche da hin begibt; es ist eine zu starke Form der demonstrativen Anerkennung. Man kann ja kooperieren mit anderen Religionsgemeinschaften. Ich würde mir eher wünschen, dass es ein Treffen gibt, wo der Kardinal sich kritisch mit den anderen auseinandersetzt wie das beim Islam ja auch der Fall ist. Also, jetzt feiern wir in einer Moschee mit oder wir führen einen interreligiösen Dialog, das fände ich angemessen. Aber sicherlich nicht eine so demonstrative Form, die da von Ihnen noch als Solidarität wahrgenommen wird.



Foto: soziologie heute

Maria Katharina Moser
Direktorin der Diakonie Österreich

SOZIALE UND SOLIDARISCHE FRAGESTELLUNGEN IN ZIVILGESELLSCHAFTLICHEN HÄNDEN

soziologie heute: Es scheint, dass sich der Staat seit Jahrzehnten sukzessive aus seiner Pflicht der Fürsorge zurückzieht und diese Aufgabe zunehmend an Einrichtungen wie Diakonie oder Caritas delegiert. Durch die Übernahme vieler Dienste, die eigentlich dem Staat zukommen würden, geraten

Diakonie und Caritas in zunehmende Abhängigkeit vom Staat. Bis zu welchem Punkt können/sollen diese kirchlichen Einrichtungen soziale Aufgaben, die eigentlich dem Staat zukommen, übernehmen?

Moser: Na, ich würde sagen, dass die Wohlfahrtsverbände wie Caritas

und Diakonie und der Staat ein Kooperationsverhältnis haben. Vieles, was wir tun, tun wir im Auftrag der Öffentlichen Hand. Das finde ich gut und richtig. Für uns bedeutet das aber auch, wenn die Öffentliche Hand irgendwo auslässt, im Sinne unserer Klientinnen und Klienten immer wieder auf die Rahmenbedin-

gungen hinzuweisen, uns somit gesellschaftspolitisch zu Wort zu melden. Das, was nicht passieren darf ist, dass man als Hilfs- oder Sozialorganisation eingekauft wird. Es ist unsere Aufgabe, darauf zu achten. Ein Problem ist natürlich, dass man in gewisser Weise von öffentlichen Mitteln abhängig ist. Da merken wir, die öffentlichen Mittel werden zurückgefahren, und wir müssen das Fundraising hochfahren. Da brauchen wir auch die Solidarität aller Bürgerinnen und Bürger, damit wir so für die Menschen da sein können wie es gut und richtig ist. Die Frage wie weit man da gehen kann, ist allgemein schwer zu beantworten. Es ist schon unsere Aufgabe, immer wieder auch zu schauen – wir erleben es in Oberösterreich im Bereich Menschen mit Behinderung, wo es strukturelle Einsparungen gegeben hat im Ausmaß bis zu 15 Prozent noch in den nächsten zwei, drei Jahren – wo ist der Punkt, wo wir sagen müssen, jetzt geht es nicht mehr, das geht auf Kosten unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, und wir können Menschen nicht mehr in der Form unterstützen wie es Ihnen zusteht und gebührt. Also das ist eine schwierige Frage. Da muss man eben wirklich im Einzelfall auch überlegen, wie weit kann man das finanzielle Risiko auf sich nehmen und findet man da auch genug Spenden.

Zu der Frage, ob das eigentlich staatliche Aufgabe wäre, möchte ich noch bemerken, dass wir im Flüchtlingsbereich jetzt eine gegenteilige Entwicklung haben. Mit der

Wenn Hilfs- und Sozialorganisationen wie die Diakonie Aufgaben übernehmen, geht weniger um staatliche Versorgung, sondern mehr um die Frage, wie organisieren wir Solidarität auf einem guten Weg.

Gründung der Bundesbetreuungsagentur für Unterstützungsleistungen im Asylverfahren (BBU) sagt ja der Staat: „Wir können das besser als die Hilfsorganisationen, die sind ja eh nur eine Asylinindustrie.“ Da sind wir nicht einverstanden. Wenn Organisationen wie die Diakonie Aufgaben übernehmen, dann ist das auch eine Form wie sich die Zivilgesellschaft an Fragestellungen beteiligt. Und gerade mit der BBU-Gründung befürchten wir, dass der Zugang zu fairen Asylverfahren zurückgeschraubt wird, weil Hilfs-, Sozial- und Menschenrechtsorganisationen haben immer noch ein bisschen einen Außenblick und können gewisse Dinge auch sehen, beobachten und sich kritisch zu Wort melden, z. B. wenn Grundrechtsverletzungen geschehen. Das betrifft den Bereich der Rechtsberatung. Den Bereich der Unterbringung in der Grundversorgung, da ist unsere Befürchtung, wenn es wirklich in staatliche Hände kommt, so wie es vom letzten Innenminister, der ja nicht mehr im Amt ist, kommuniziert wurde, das ist eine gezielte Desintegrationsmaßnahme. Da geht es darum, die Bürgerinnen und Bürger, die Zivilgesellschaft, rauszudrängen, die Flüchtlinge irgendwo am Rand der Stadt – so hat er ja gesagt – in einer Einrichtung zu konzentrieren, und dann gibt es keine Solidarität mehr. Wenn Hilfs- und Sozialorganisationen wie die Diakonie Aufgaben übernehmen – da arbeiten ja auch viele Freiwillige und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit – so heißt das, es geht weniger um staatliche Versorgung, sondern mehr um die Frage, wie organisieren wir Solidarität auf einem guten Weg. Ich denke, die Öffentliche Hand hat da vor allem die Aufgabe, finanzielle Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Manchmal springen wir auch wirklich wo ein, wo der Staat ganz auslässt, aber wir sehen es eher als eine Kooperation. Es ist auf jeden Fall gut, soziale und solidarische Fragestellungen in zivilgesellschaftliche Hände zu geben.

KIRCHEN UND POLITIK GESELLSCHAFTLICH



Schlussdiskussion mit Reinhold Mitterlehner (Vizepräsident der Caritas Österreich), Helmut Obermayr (Moderator und Diakonie-Direktor) und kürzlich gewählter Bischof Josef Weidenholzer (Prof. em. für Gesellschafts- und Politikwissenschaft, Mitglied der sozialdemokratischen Fraktion im EU-Parlament).

Erwartungen an die Politik - Au

Weidenholzer: Politik ist nicht Politikdarstellung, sondern Politik ist tatsächliches Tun. Wir müssen Schluss machen mit den Infantilisierung der politischen Auseinandersetzung. Es kommt mir manchmal so vor, als ob sich zwei kleine Buben im Sandkasten den Sand gegenseitig raufschütten. Billige Punkte in der Tagespolitik sammeln, zerstört auf Dauer das Gemeinsame. Wir müssen aus unserem Meinungscluster ausbrechen. Wir müssen auch den Mut haben, über Wahrheit zu reden.

Ich bin hinsichtlich der Gesellschaft nicht pessimistisch. Ich glaube, dass es so wie in einem Steinbruch viele Steine gibt, die man nur zusammenfügen muss und dann kann man aus dieser Krise auch etwas sehr Positives heraus entwickeln.

Ich würde mir wünschen, dass wir wieder – wie seinerzeit vor zwei Jahrzehnten – den Mut zu einem Österreich-Konvent haben, wo die wichtigsten Leute zusammengekommen sind und sagten, es passt nicht mehr so, machen wir etwas anderes, verändern wir unsere Institutionen.

Solch einen Mut brauchen wir wieder, wo wir gemeinsam diskutieren, was wir an Aktivitäten setzen können, um wieder Vertrauen zu generieren.

LITIK IN DEN CHEN GEGENSÄTZEN



r (Vizekanzler a.D.), Michael Landau (Präsident Moderation), Michael Chalupka (ehemaliger Diakon der Evangelischen Kirche A.B. in Österreich), Obermayr (Sozialpolitik und zuletzt Vizepräsident der Sommerakademie)

Auszüge aus den Statements

Mitterlehner: Wir haben in den letzten Monaten eine m.E. nach besorgniserregende Entwicklung gehabt: Eine Politik, die nicht damit zusammenhängt, was die Partei im Grundsatzprogramm hat, was aber auch die Kirche als ihre Handlungsprinzipien hat. Auseinandersetzung ist notwendig. Was ist Kirche? Kirche ist die Gemeinschaft. Es ist auch eine Frage der Auseinandersetzung mit der gelebten Politik. Da sind wir bei einem Spannungsfeld, warum? Weil die Kirche ja in Österreich eine ganz wichtige Rolle in der Öffentlichkeit hat, denken Sie an die Schulen, denken Sie an soziale Einrichtungen, an kulturelle Einrichtungen. In dem Zusammenhang sehen Sie schon eine Wechselwirkung, d. h. die Kirchen sind da und dort angewiesen auf Finanzierungen, auf Unterstützungen, auf Zusammenarbeit. Sie können alles revue passieren lassen, wie politische Umsetzungen in den letzten Monaten stattgefunden haben.

Ich darf sinngemäß die neue Bundeskanzlerin Dr. Bierlein zitieren, die sagte, wie Politik ausgerichtet werden soll: „Für alle Österreicherinnen und Österreicher und **die, die da sind.**“ Also das beschreibt auch die Aufgabe, wie Politik sein muss. Ich glaube, man muss stärker die Grundsatz-

auseinandersetzung führen. Wir haben eine in vielen Bereichen gespaltene Gesellschaft. Das möchte ich jetzt nicht unbedingt am Thema Migration ausweisen, aber nehmen Sie z. B. die Wohnbeihilfe oder die Enzyklika des Papstes zum Thema Umwelt „Laudato Si“ etc. Es geht auch um eine Spaltung der Besitzenden, der Erzeugenden, die, die es sich eventuell richten können, gegen die, die betroffen sind und nichts tun. Afrika, wo immer. Oder um die Vereinsamung von Menschen gegenüber jenen, die andere Möglichkeiten haben - all dort sind Ansatzpunkte, die gespaltene Gesellschaft entsprechend zusammenzuführen. Da könnte die Politik, da könnte die Kirche - ja muss sie auch - einen entsprechenden Beitrag leisten.

Chalupka: Die politischen Parteien definieren selbst ihren Abstand zu den Kirchen und - ich würde sagen - auch zum Evangelium. Was können wir als Kirchen den politischen Parteien anbieten?

Ich sehe verschiedene Rollen, in denen Christinnen und Christen oder auch die Kirchen sind. Auch die Kirchen sind mit ihren Institutionen (z. B. Caritas, Diakonie) Teil der Zivilgesellschaft, sie sind Träger einer Bewegung von ganz vielen Menschen. Freiwilligen, Ehrenamtlichen, aber auch Hauptamtlichen, die sich mit anderen zivilgesellschaftlichen Gruppen vernetzen.

Wir haben oft ein parteipolitisch, medial sehr eingeschränktes Bewusstsein, was Politik ist. Wenn wir die Zeitung aufschlagen, glauben wir, Politik ist das, was politische Parteien und ihre Rezeption durch die Medien machen. Politik ist jedoch alles das, was wir alle miteinander zur Gestaltung der Gesellschaft beitragen - auf allen Ebenen. Manchmal hat man ja das Gefühl, dass Politik nur auf einer bundespolitischen oder landespolitischen Ebene passiert. Doch Politik und auch kirchliche Zivilgesellschaft sind vor allem auf der regionalen Ebene ganz stark eingebunden. Kirchliche Gruppen, Caritas oder Diakonie, aber auch andere Gruppen, können in den politischen Diskurs ihre Expertise einbringen. Das was aus dem engen Kontakt mit Menschen, die z.B. Sozialhilfe beziehen, behindert oder auf der Flucht sind - daraus entstehen nicht nur eine Analyse der Problemlagen, sondern auch Lösungen. Was wir allerdings seit rund 2 Jahren massiv erlebt haben ist, dass diese Expertise nicht mehr gehört wird. Es geht nicht darum, dass die Kirche oder ihre Organisationen nicht gehört werden, sondern dass die Stimmen der Menschen, die betroffen sind, nicht mehr in den Diskurs einbezogen werden. Das hat es bislang nicht gegeben.

Kirchen sind auch parteilich, nicht im Sinne von parteipolitisch, sondern sie stehen parteilich an der Seite derer, die unter die Räder zu kommen drohen. Gerade, wenn es die Mindestsicherung betrifft. Da ging es darum, auch anwaltschaftlich an die Seite derer zu treten, die zu den Ärmsten gehören oder die

hier besondere Schwierigkeiten haben. Kirchen - Zulehner nannte es „Oasen des Vertrauens“ - bieten Orte an, in denen Gemeinschaft gelebt werden kann. Orte, wo Menschen zusammenkommen, die sich sonst kaum begegnen. Menschen aus ganz unterschiedlichen sozialen Schichten, Bildungshintergründen, nationalen Hintergründen usw. Diese Gemeinschaft definiert sich nicht dadurch, dass sie andere ausgrenzt oder abwertet, sondern die einladend ist. Wir brauchen mehr solche Orte. Die kirchlichen Gemeinden könnten hier ein Beispiel geben.

Landau: Der Glaube ersetzt nicht das Denken, aber er gibt zu denken. Das Evangelium ist kein Parteiprogramm. Man muss die Ursachen des Übels bekämpfen und nicht nur die Symptome.

Manche sagen, die Kirche soll sich um die Seelen kümmern und sich nicht einmischen. Seelsorge heißt immer Sorge um den ganzen Menschen. Den Kirchen kann es nicht gleichgültig sein, wie die Welt aussieht, in der die Menschen leben. Sie können und dürfen nicht die Augen verschließen. Die Kirche ist nicht von dieser Welt, aber sie lebt in dieser Welt.

Als Christ bin ich überzeugt, wir müssen die Welt nicht erlösen. Das ist schon geschehen. Zugleich lehrt die Erfahrung der täglichen Arbeit, dass es auch an uns liegt, wie die Welt aussieht, in der wir leben. Wir können etwas geben und wir sollen es auch.

Als Kirchen müssen wir die Schärfung des Möglichkeitsinns einbringen. Wir können nicht alles verhindern, aber erstaunlich viel, wenn wir es ändern wollen. Was wir einbringen können und müssen, das ist das Werben für Zusammenhalt und Zuversicht. Entscheidend ist, dass wir zusammen stehen und auf die Schwächsten nicht vergessen. Wir können und müssen einbringen die Erinnerung an Freiheit und Verantwortung des Menschen. Wir sind verwoben in einer Schicksalsgemeinschaft, aus der keiner ausgeschlossen, aber aus der sich auch keiner davon stehlen kann.

Die Rede von einer gespaltenen Gesellschaft halte ich für heikel: Erleben wir nicht manchmal beides in uns selbst: den Wunsch, menschlich zu handeln und die Frage, wie sich das alles ausgehen soll? Die entscheidende Sache scheint mir zu sein, worauf fokussieren wir eigentlich? Auf unsere Ängste oder auf die Möglichkeiten und Chancen?

Ich wünsche mir, dass jede Bundesregierung sich das Ziel steckt, Kinder- und Altersarmut wirksam zu bekämpfen. Damit verbunden ist leistbarer Wohnraum und Arbeit, von der man leben kann. Weiters geht es um einen Masterplan für die Pflege. Es geht auch um die Zusammenarbeit und Solidarität zwischen den Generationen und darum, das gemeinsame Haus Europa zu stärken. Den politischen Worten von der Hilfe vor Ort (Stichwort Afrika) müssen auch Taten folgen.

Geschichten
aus:

„Gesprächiges Schweigen eines Unterhundertjährigen“

von Hermann Strasser

Für den Soziologen geht es darum, Menschen zu verstehen. Menschen machen nicht nur Geschichte, sondern auch Gesellschaft. Denn soziale Realität entsteht durch Deutung und wird durch Bedeutungen konstruiert, auf die, soziologisch gesehen, Erklärungen und immer neue Fragen folgen. Darin zeigt sich auch der Mensch als findiger Anpasser. Er passt sich an, vor allem an die technologische Welt, auch um sich nicht verändern zu müssen. Weil das menschliche Vermögen schier grenzenlos zu sein scheint, ist dem Anspruch des Frankfurter Soziologen Tilman Allert einiges abzugewinnen, dass sich die Soziologie als eine „kluge Form der Narretei“ erweise, die es gelte, unter die Leute zu bringen. Auch für Gerhard Schulz ist Soziologie überall, wie er in seiner *Soziologie als Handwerk* deutlich macht. Angesichts der verängstigenden Gegenwartsprobleme muss man aber die Kollapsologie noch nicht als Wissenschaft der Stunde ausrufen, wie das der belgische Anthropologe Paul Jorion in seinem Buch *Nur Mut! – Kritisches Denken im Angesicht der Katastrophe* tut.

In Folge 6 möchte ich daher

Soziologie könnte so schön sein

präsentieren.



Der Alltagssoziologe Harold Garfinkel hätte der Devise „Never stop being a sociologist“ viel abgewinnen können.
(Fotos: links Harold Garfinkel, wikimedia commons, rechts Hermann Strasser, privat)

Dazu notierte ich am **17. März 2012** in meiner Lebensmitschrift aus den zehn Jahren nach meiner Emeritierung 2007:

Warum nur, frage ich mich, lassen uns manchmal die Gedanken so sehr im Stich, dass sie uns geradewegs aus der Welt katapultieren? Und ich meine damit nicht nur das Vergessen. Oder sind wir zu sehr in einer Gedankenwelt verloren, die einem Sorge bereitet und deshalb den Weg versperrt zu anderen Gedanken und zu den eigentlichen Funktionen des Gehirns? Nur eine Altersplage?

Da reichen manchmal schon so kleine Dinge wie der vergebliche Versuch, mit dem einen Kollegen oder der anderen Kollegin in der Uni ins Gespräch zu kommen, vom amtierenden Institutsdirektor gar nicht zu sprechen. Man hat keine Zeit, es passt nicht in den Tagesablauf oder was immer dagegen sprechen mag. Dabei dachte ich immer, dass die Menschen durchs Reden im Nestroy'schen Sinne nicht nur zusammenkämen, sondern im soziologischen Sinne auch die Welt immer wieder neu, auf andere Weise oder überhaupt entdeckten. Ist doch Verständigung in der Sprache angelegt, wie auch Jürgen Habermas immer wieder betont. Sollten nicht Soziologen dafür ein besonderes Gespür haben? Leider nein, einmal davon abgesehen, dass der Herr Direktor auf E-mails nicht antwortet. Wahrscheinlich nur dann, wenn er von einem was will und braucht. Aber keine Antwort ist ja auch eine Antwort. Wieder so ein Nettiquetter? Vielleicht glaubt er ja, es mit einem Behinderten zu tun zu haben. Dann muss man sich aber fragen, warum er so behindert mit einem Behinderten umgeht...

Wenn ich so auf die letzten Jahre zurückschaue, fällt mir auf, dass viele Ärgernisse und deren bedrückende Folgen aus der Universität kommen, die ich immer als Kraftwerk, in dem Energie für Engagement und Le-

Hochschulen waren schon immer davon abhängig, die Kreativität und Risikobereitschaft der Jüngeren und die Erfahrungen und Kontakte der Älteren als Professoren und Forscher richtig zu nutzen.

bensfreude erzeugt wird, betrachtet habe. Von **Anerkennung** dessen, was man tut und auf freiwilliger Basis leistet, kann keine Rede sein... Viel wichtiger wäre die Kommunikation. Die findet nicht statt. Diese Erfahrung ist umso erstaunlicher, als wir Soziologen seit Ludwig Wittgenstein und Niklas Luhmann in Seminaren predigen, dass die Grenzen unserer Kommunikation die Grenzen unserer Gesellschaft seien und Mitarbeiter und Kolleginnen nicht nur Feedback, sondern auch das Gefühl bräuchten, dass man sie wahrnehme...

Der Altersforscher Paul Baltes brachte es auf den Punkt: „Berufliche Renaissance braucht eine neue Umgebung und soziale Anerkennung.“ Gerade deshalb sollte es in diesen neuen Konstellationen möglich sein, den Einsatz der erfahrenen Wissenschaftler z. B. mit dem der Juniorprofessoren eng zu verschränken. Hochschulen waren schon immer davon abhängig, die Kreativität und Risikobereitschaft der Jüngeren und die Erfahrungen und Kontakte der Älteren als Professoren und Forscher richtig zu nutzen. Das Alter kann war biologisch bestimmt werden, wird aber unterschiedlich gelebt, so wie lebenslanges Lernen auch keine Altersgrenze kennt. Nur so lässt sich Vergeudung von kulturellem und sozialem Kapital in der Wissensgesellschaft vermeiden.

Soziologie könnte so schön sein! Nur wenn **Fachidioten** am Werk sind, klappt das nicht, vor allem dann nicht, wenn Soziologen selbst ihre Erkenntnisse nicht Ernst oder nicht zur Kenntnis nehmen. Man könnte

geradezu verzweifeln, wäre da nicht auch die soziologische Einsicht, dass der Mensch – und Soziologen sind auch Menschen, jedenfalls die meisten – die Fähigkeit habe, wie der Philosoph Michael Pauen unter Verweis auf neurowissenschaftliche Erkenntnisse betont, sich „grauenhaft danebenzunehmen und jede vernünftige Form des Zusammenlebens unmöglich zu machen“.

Man muss sich das einfach vorstellen: Der Soziologe blendet den Menschen, die Persönlichkeit, aus und richtet seine ganze Aufmerksamkeit den angeblich objektiven Konstruktionen und überprüften Messinstrumenten zu. Da an diesen Beschreibungs- und Erklärungskonstruktionen wie an den Messinstrumenten immer Kritik geübt wird, muss man sich wirklich die Frage stellen, wer hier wen nicht versteht: Versteht etwa der Soziologe nicht, der ständig die Messlatte an der gesellschaftlichen Welt anlegt, aber an der eigenen, seiner Lebenswelt, nicht? Bei einigen Kollegen und Kolleginnen habe ich tatsächlich den Eindruck, dass für sie der Fortschritt der Wissenschaft und die zunehmende Komplexität des Wissenschaftsbetriebs ihre Weltabgewandtheit ebenso rechtfertigt wie ihre Selbstbezüglichkeit. Oder wie eine Nachbarin, die gerade in eine Führungsposition befördert wurde, zu mir sagte, als ich das Problem der schwierigen Kommunikationsverhältnisse in sanft kritischem Ton einmal ansprach: „Sie haben einen ganz anderen Lebensrhythmus, der nicht kompatibel mit dem meiner Generation ist.“

Ob die Vertreterin dieser Generation und so mancher jüngerer Kollege in der Uni auch bedacht haben, was

Versteht etwa der Soziologe, der ständig die Messlatte an der gesellschaftlichen Welt anlegt, seine eigene Lebenswelt nicht?

„Sie haben einen ganz anderen Lebensrhythmus, der nicht kompatibel mit dem meiner Generation ist.“

längst in allen soziologischen Forschungsarbeiten zur Generationen-, Familien- und Alterfrage nachzulesen ist? Wären nämlich alle Menschen über 55 mit einem Schlag nicht mehr da, wie Anton Amann schon 2004 in *Die großen Alterslücken* zu bedenken gab, könnte die Österreich AG oder Deutschland AG geradewegs Konkurs anmelden... Die Einsicht in die Folgen des demografischen Wandels, dass das Alter jünger und die Lebensphase „Alter“ differenzierter wird und wir es mit einem neuen Muster langer Lebensläufe zu tun haben (werden), scheint noch nicht überall angekommen zu sein: Nur eine neue Generationensolidarität jenseits der Familie wird die Antwort auf die soziale Frage des 21. Jahrhunderts sein.

Soziologie kann auch anregend, einladend sein, was viele Soziologen von Peter L. Berger über Ulrich Beck bis Anton Amann und vielen anderen immer wieder bewiesen haben, aber viele abstrakte Hardliner und Lebensfremde, auch in Duisburg, noch immer nicht wahrhaben wollen. Vielleicht ist es ja tatsächlich so, wie Johann Wolfgang von Goethe schon zu seiner Zeit behauptete: „Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: Er wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt.“

Leider sind Soziologen da keine Ausnahme, obwohl sie Ausnahmen sein könnten aufgrund ihres Faches, der zentralen Sozialwissenschaft, die alle Teile der Gesellschaft im Verbund betrachtet. Sie muss daher auch empirisch breit angelegt sein, um nicht, wie viele andere Fachdisziplinen, den gesellschaftlichen Wald vor lauter Einzelbäumen nicht mehr zu sehen. Ich wundere mich schon lange, warum gerade Univer-

sitäten nicht auf die Kompetenzen ihrer fachlichen Einheiten zugreifen, wenn es um handfeste Lösungen von internen, nicht zuletzt personellen und organisatorischen Problemen geht. Immerhin bieten sie dieses Fachwissen überschwänglich externen Institutionen wie Unternehmen, Stiftungen, Medien usw. als Weiterbildung und Expertisen an...

Immer öfter kommt in mir der Gedanke hoch, ob nicht doch ein klarer Schnitt 2007 nach der Emeritierung oder spätestens 2010 besser gewesen wäre. Jetzt fühle ich mich eher an Harpe Kerkelings Musical „Kein Pardon“ erinnert, in dem es für den altgedienten Moderator Heinz Wäscher „Raus aus der Nummer“ heißt, denn „das Leben kennt kein Pardon“. Denn für Kerkeling läuft das Stück unter dem Motto, dass jeder Mensch einen Traum habe: „Wehe nur, wenn der sich erfüllt, dann kennt das Schicksal kein Pardon.“ Im Beruf offenbar ebenso wie im angeblichen Ruhestand und da kommt Nichtkommunikation der brutalst möglichen **Entmündigung** nahe, da dem Entmündigten die einzige Waffe, die er noch hat, die Kommunikation, entrissen wird. Da bleibt neben dem externen Exil ins Altenheim nur noch das interne Exil, der Rückzug.

Nur ist die Frage, wie dieser **Rückzug** stattfinden kann. Vor allem braucht er – davon bin ich inzwischen überzeugt – Ordnung, weil sie die nötige Orientierung bietet, die manchmal der einzige Halt ist. Wie sagte doch die Mutter von *Jedermann* zu ihrem Sohn im Theaterstück von Hugo von Hofmannsthal, bevor sie dem Ende entgegengeht: „Das Leben flieht wie Sand dahin, doch schwer umkehret sich der Sinn.“

... Vielleicht hätte ich mich doch an das erinnern sollen, was mir Talcott Parsons bei unserem Zusammen-

Sind wir auf dem Weg in die taktische Gesellschaft?

treffen 1970 beim amerikanischen Soziologentag in Washington, D.C., gesagt hatte: Schnitt in der alten Bude und Neuanfang woanders. „Denn in der alten Institution kennt man dich, aber woanders kann man sein Lebenswerk oder besonders präferierte Teile davon noch einmal zur Geltung bringen.“ Vielleicht hat er ja den Spruch von Franz von Liszt, dem ungarischen Komponisten, im Hinterkopf gehabt: „Glücklich, wer mit den Verhältnissen zu brechen versteht, ehe sie ihn gebrochen haben.“ Aber nachher ist man angeblich immer klüger. Warum nur? Trotzdem bin ich überrascht, dass auch die gefühlsmäßige Verbindung zur Uni bröckelt, ja schwindet, vor allem weil keiner mehr Zeit hat und Kommunikation übers Internet auch in der Wissenschaft nicht in taktvolles, sondern eher rein taktisches Handeln abdriftet. Sind wir auf dem Weg in die taktische Gesellschaft? Dennoch bin ich davon überzeugt, dass die alte Einsicht des Psychologen Howard Gardner nach wie vor gilt: „Im Alltag ist keine Form der Intelligenz so wichtig, wie die interpersonale.“

Und so braust ständig der bedrückende Ärger darüber durch meine Gefühlswelt. Zugegeben, früher wäre ich mit dieser Angelegenheit viel lockerer umgegangen. Heute belasten mich Dinge, die früher einfach Teil des beruflichen oder privaten Lebens waren und mir kaum etwas anhaben konnten. Heute treten sie als Einzelfälle auf, die wie Schwerter über einem schweben, während sie früher Teil einer fortlaufenden Entwicklung waren, eines Flusses, der sich ständig wandelte. Wahrscheinlich hat die Filmregisseurin Margarethe von Trotta, Jahrgang 42, Recht, wenn sie bewusstes Altern als „Öffnen des Reißverschlusses zum eigenen Selbst“, auch zum Unbewussten, sieht. In diesem Sinne nähert sich jeder Mensch seiner Biografie an...

Immer öfter kommt mir der Gedanke, ob nicht die Emeritierung, also

die Entpflichtung von allen Aufgaben bei gleichzeitigem Recht, weiterhin alle Aufgaben als Professor wahrzunehmen, sehr verführerisch ist. ... Verführerisch vor allem, weil es vermeintlich so weiterzugehen schien wie bisher, denn es tat sich so etwas wie ein immerwährendes Freisemester auf. Natürlich ist auch eine neue Freiheit aufgekommen, neue Freizeiten sind hinzugekommen. Und doch frage ich mich, ob nicht das, was auf einen zukommt, eher als neue Welt mit unerwarteten Stolpersteinen zu begreifen sei. Ich gebe zu, ich war auf sie weder vorbereitet noch habe ich mich vorbereitet...

Ich wollte schon gar nicht der Vermeider-Typ sein, der nach einer kurzen Ruhepause auf neue Herausforderungen zugeht, was z. B. den möglichen Umzug nach München, Salzburg oder Altenmarkt angeht. Ich bin aber auch nicht der übermotivierten Typ, der nach der Emeritierung alles machen wollte, was er vorher nicht machen konnte. Das hätte in meinen Augen und in meinem Herzen schon sehr danach gerochen, dass man nicht mehr gebraucht werde. Leider gehöre ich auch heute noch nicht zu den Realisten-Typen, die sich frühzeitig auf diesen Übergang vorbereiten, ein Parallelprogramm noch während der Vollzeitarbeit aufnehmen und dann weitermachen, was sie vorher schon mehr oder weniger getestet haben. Und das nicht nur in dem einen oder anderen Ehrenamt.

... Apropos Kommunikation. Die lässt mich im Alltag und in der Soziologie immer wieder an Harold Garfinkel denken, so auch in der Notiz vom **15. April 2015:**

Egal ob ich in München oder Oberursel bei den Kindern oder in meinem Heimatort Altenmarkt, in Ratingen oder Duisburg bin, immer wieder ertappe ich mich, dass ich mich in Situationen begebe, in denen ich andere Menschen ohne offensichtlichen Grund anspreche, manchmal auch herausfordere... Manche meinen sogar, dass das einer „An-

Offenbar baut jeder Mensch ständig an seinen Grenzzäunen, die er durch Kommunikation absichert und durch Sinn definiert.

mache“ gleichkomme. Dann eben Pech gehabt. Ich kann und will aber mein Verständnis von Gesellschaft als Kommunikationsterrain nicht beiseiteschieben. Sprache ist Gesellschaft, sonst gäbe es weder die eine noch die andere. Offenbar baut jeder Mensch ständig an seinen Grenzzäunen, die er durch Kommunikation absichert und durch Sinn definiert. Und so stehen wir ständig auf der Bühne, eben weil wir nicht nichtkommunizieren können. ... Nicht zuletzt geht es darum, ob die Menschen anderen gegenüber moralisch erscheinen und nicht so sehr, ob sie moralisch sind. Es kommt nicht nur auf die innere Haltung an, sondern auch auf die Tat. Und der verlässliche Akteur ist nun einmal der Mensch, der seinen Worten Taten folgen lässt. Nur wie schafft er das?

Die Gesellschaft ist durch Normen geordnet, auch wenn diese weitgehend unbemerkt bestehen und als gegeben hingenommen werden. Deshalb sollten sich Soziologen auch auf die Fälle einlassen, wo Normen durchbrochen werden, auch im Alltag, um zu erkennen, was Normen eigentlich sind und welche Kräfte sie aufrechterhalten oder verändern. Ich sehe mich im menschlichen Alltag nicht so sehr als wissenschaftlich orientierter Soziologe, sondern als soziologisch interessiertes Individuum. Dieser teilnehmende Beobachter will herausfinden, was Menschen bewegt, wie sie sich an die gesellschaftliche Ordnung anpassen, wo die Bruchstellen der Gesellschaft sind, vor allem aber interessiert mich, wie Menschen auf ungewöhnliche Situationen, in die ich sie manchmal durch ungewöhnliche Fragen bringe, reagieren.

Früher hat man über die kleinen Kinder oder die Hunde die Menschen auf Wald- und anderen Wegen angesprochen und kennengelernt. Heute bin ich nicht mehr auf den Hund, sondern auf Garfinkel gekommen. Umso lieber begegne ich heute meinen Enkelkindern, aber nicht nur ihnen, manchmal garfinkelnd, indem ich sie mit Fragen überrasche, ihre Hände lange halte, meine fünf Finger auf ihren Köpfen platziere und sie frage, wie viele Finger auf ihrem Kopf seien und was sie tun sollten: sitzenbleiben, wegfliegen oder nestbauen. Manchmal will ich mit ihnen boxen oder ich „tratze“ sie, wie man in Österreich, dem Garfinkel-Land, sagen würde. Auch bei Begegnungen mit Erwachsenen lässt sich diese garfinkelnde Neugier ebenso er- und ausleben, auch wenn es nicht ohne Grenzen geht.

Soziologie kann so schön sein, wenn man das **Garfinkeln** richtig versteht. Dieser Gedanke geht noch weiter: „Mach's wie Gott, werde Mensch!“ steht auf Weihnachtskarten, denn Gott hat den Menschen nicht erschaffen, sondern umgekehrt der Mensch hat Gott erschaffen. Er braucht ihn. Deshalb maße ich mir an: „Mach's wie Jesus, sei Mensch!“ Und das will ich sein, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Denn schon immer stand Freiheit für das, was man tut, auch abschweifend tut, weil man es mochte. Das zu lieben, was man tut, stand schon immer für Glücklichein. Insofern stimme ich auch dem Philosophen Odo Marquard zu, für den der Mensch das einzige Lebewesen sei, das „immer etwas stattdessen tut“. ...

Sicherlich hätte auch der amerikanische Ethnomethodologe Harold Garfinkel und Erfinder der alltagssoziologischen Garfinkeleien der Devise „Never stop being a sociologist“

Heute bin ich nicht mehr auf den Hund, sondern auf Garfinkel gekommen.

„Ich brauche keinen Alkohol mehr, um peinlich zu werden. Das kriege ich auch mit dem Smartphone hin.“

viel abgewinnen können. Sicherlich wunderte auch er sich nach der Emeritierung manchmal, wer man jetzt sei, nachdem man jahrzehntelang in einer akademischen Karriere nicht nur tätig, sondern auch engagiert war. Der **Soziologe**, so mein Eindruck und meine Überzeugung, ist nicht nur das, was er zeitlebens getan und erreicht hat, sondern auch das, was ihn überhaupt ausmacht: den reflektierten Weg durch das Selbst und die Gesellschaft zu beschreiten, solange er lebt. Von Anfang an hat er die ständige Konstruktion der Regeln und Abläufe des Alltagslebens, aber auch deren Nahtstellen im Blick, wie sie von den Akteuren in den jeweiligen sozialen Zusammenhängen ständig rekonstruiert werden. So wird auch er zum Garfinkler, der er immer schon war, manchmal sogar zum „Spaziergangswissenschaftler“, zum Choreografen des Sozialen...

Die Erfahrung des **Anderen** ist der Schlüssel der soziologischen Erkenntnis, wie Gesellschaft lebt und sich wandelt. Der Andere ist das „looking-glass self“ des Ichs, und in jeder Beziehung sind immer mehrere Individuen beteiligt, auch das Ich, also ich selbst. Der Andere, auch wenn es ein Tier ist, ermöglicht uns, dass wir uns selbst annähern.

... Natürlich muss man sich nicht immer garfinkelnd durch Wald und Wiesen, schon gar nicht durch die Flure der Uni-Gebäude bewegen. Meistens reicht es, einfach die Augen und Ohren offen zu haben, zu sehen und zu hören, was nicht nur in der Welt da draußen, sondern auch in der Gegend um einen herum los ist. Man sieht neue Lebenswelten entstehen. Neue Nahtstellen der Gesellschaft tun sich auf. ...So

begegne ich immer mehr **anwesenden Abwesenden**, auch in Sitzungen, bei Vorträgen in der Uni oder auf Tagungen, auf Fußwegen, in Zügen, auf Bahn- und Flughäfen, die über die digitalen Medien anwesend abwesend sind.

... Auch auf dem Fahrrad wird fleißig mit dem Handy gespielt, nicht nur telefoniert, auch gelesen. Das wird mit der elektrischen Absurdifizierung des Fahrrads wahrscheinlich noch zunehmen. Die Hersteller müssen am Ball bleiben. Dem Auto wird so einiges nachgemacht. An der Steckdose steckt es schon, das Fahrrad mit dem Auto. Wo bleibt denn der manchmal alleinseligmachende Grund, mit eigener Kraft das erwünschte Ziel zu erreichen, was mit dem Vehikel immer eine Einheit bildete?

Der Wandel hat den Menschen schon immer im Griff, nur der Mensch nicht den Wandel. Schon gar nicht, wenn die Technik zum Opium fürs Volks geworden ist. Wegen des ständig nach unten gerichteten Blicks, auch an Kreuzungen, scheinen auch Flirts gar nicht mehr möglich zu sein. Wenn auch noch unterwegs auf dem Handy getippt wird, dann verschränken sich die beiden Hände ums Handy und werden zum neuen Ritual des Betens.

... In Zukunft wird der eine oder andere „digital nerd“ auf die Frage, warum er oder sie sich nach der letzten Party so eigenartig verhalten hätten, antworten; „Ich brauche keinen Alkohol mehr, um peinlich zu werden. Das kriege ich auch mit dem Smartphone hin.“ Da lob ich mir die Werbung einiger österreichischer Hotels: „KEIN W-LAN. Ihr müsst Euch schon selbst unterhalten!“...

Nicht ohne Grund führt der Weg zu den anwesenden Abwesenden über den klammernden Affen @, auch wenn das dem Lebewesen Klammeraffe ganz und gar nicht gerecht wird. Der ist nämlich nicht nur tagesaktiv, sondern auch ein geselliger

Baumbewohner. Wenn das wenigstens die anwesenden Abwesenden auch wären. Vielleicht fehlen ihnen einfach nur die Bäume.

Das erinnert mich allerdings an einen anderen tages- und nachtaktiven Abwesenden, der bei vielen Gelegenheiten aber anwesend ist: Gott. Ja, Gott, der sich im Gottesdienst zeigt, indem er sich absentiert. Wahrscheinlich um das Grab des Soziologen zu besuchen, auf dem er folgenden Spruch entdeckt:

*Was sagt Euch dieser Nekrolog?
Ich bin noch stets im Dialog
mit Engeln, Teufeln aller Art,
nur fehlt ein Herr mit langem Bart.
Ob mit, ob ohne, ich mach' heiter
„garfinkelnd“ mich verlinkend weiter.*



Strasser, Hermann, geb. 1941 in Altenmarkt im Pongau. Von Dez. 1977 bis Feb. 2007 Lehrstuhlinhaber für Soziologie an der Universität Duisburg-Essen. Seit März 2007 Emeritus. Autor bzw. Herausgeber von 32 Büchern und über 350 Aufsätzen in in- und ausländischen Zeitschriften. Zuletzt erschien seine Autobiografie *Die Erschaffung meiner Welt: Von der Sitzküche auf den Lehrstuhl* (Amazon/CreateSpace, 3. Aufl., 2016).

Freundschafts-Triaden als Grundlagen von Netzwerkbildung

Eine Erweiterung der Theorie von Mark Granovetter

von Andreas Bleeck

Foto: pexels.com

Mark Granovetter u.a. beschrieben in den 1970er Jahren die Bedeutung von Triaden in sozialen Netzwerken und ihre Entwicklungspotentiale. Er machte deutlich, dass die Wahrscheinlichkeit einer Bindung zwischen drei Teilnehmern steigt, wenn wenigstens zwei von ihnen jeweils eine gute Beziehung haben. Wenn also A und B, sowie A und C sich gut verstehen, dann werden auch B und C auf Dauer zu einem positiven Verhältnis finden, weil sie gewisse Ähnlichkeiten haben, so das Postulat. Granovetter spricht von der Stärke der ‚weak ties‘ zwischen allen drei Teilnehmern (Granovetter 1974). Sie sind für die Informationsübermittlung von entscheidender Bedeutung, da starke Zweierbeziehungen oft nach außerhalb nur wenig preisgeben. Lose Bindungen hingegen geben auch schon mal Intimes an andere weiter.

Ergeben sich vertiefte Beziehungen, so müssen auch diese wiederum offen für weitere Personen gehalten werden.

Der Hinzutretende Dritte aus anderen Kulturkreisen, (was auch schon Einheiratung, neue Kollegenschaft oder Zuwanderung aus dem Nachbardorf bedeuten kann), ist immer eine Herausforderung für die bereits Etablierten. Für das Gelingen von Integration ist ein Faktor vor allen anderen ausschlaggebend: Ergeben sich vertiefte Beziehungen, so müssen auch diese wiederum offen für weitere Personen gehalten werden. Und darin liegt die eigentliche Herausforderung für die Nachfolgenden. Denn ein einmal integrierter Mensch möchte seinen errungenen Status nicht mehr so leicht aufs Spiel setzen.

In unseren Zeiten ist Migration und berufliche Neuorientierung zum Normalfall geworden. Kaum jemand verbleibt mehr ein Leben lang in seinem Dorf oder Stadtteil. Um die kulturelle Identität zu bewahren, müssen die Zuwanderer in die Lebenswelt eingebunden werden. Dies läuft allem über persönliche Beziehungen und das Hinzutreten zu Dyaden, wie etwa die exklusive Beziehung zwischen zwei Liebespartnern oder Freunden, die enge Zusammenarbeit am Arbeitsplatz, oder die Verschwisterung zweier Personen in der Familie. Eine stabile Triade bildet sich, wenn sich eine Freundschaft dauerhaft für jemand Dritten öffnet, der aus einem fremden Umkreis kommt. In dieser Integrationsleistung ist zweierlei enthalten: Die eigene Erweiterung des Netzwerks und die Möglichkeit für den Fremden, sich an die Kommunikationen der eigenen Kultur anzuschließen.

Netzwerke

Gesellschaftliche Interaktionen lassen sich entsprechend allgemein

als von Dreierbeziehungen ausgehende ‚Cluster‘ beschreiben, die weitere Triaden binden. Daraus kann ein größeres Netzwerk entstehen. „Freilich kann gerade die Abgeschlossenheit solcher Netzwerke in Netzwerken durchaus auch kontraproduktiv sein und damit Gegendynamiken initiieren. In seiner berühmten Studie *Getting a job* führt Mark Granovetter etwa vor, wie gerade „weak ties“, also schwache, eher nur gelegentlich bediente Beziehungen, in Informationsnetzwerken die Wahrscheinlichkeit heben, an relevante Informationen zu kommen. In der Frage, wie sich zum Beispiel Hinweise auf vakante Stellen verbreiten, zeigte sich, so Granovetter, die „Stärke der schwachen Beziehungen“. Nicht so sehr enge Freundschaften, deren ‚starke‘ Beziehungen die Freunde informativ oftmals „im eigenen Saft schmoren“ lässt, also kaum neue, externe Informationen vermitteln, sondern eher „schwache“ Gelegenheitsbeziehungen verbreiten jene Informationen, die in modernen Gesellschaften wichtig sind“ (Füllsack 2011: 295).

Für Burt, der die Theorie Granoveters modifiziert, ist es vor allem die Überbrückung von „strukturellen Löchern“, die die Bindungen in Netzwerken kennzeichnen (Burt 1992: 28). Auch starke Beziehungen können für ihn nicht-redundante Informationen mobilisieren, wenn sie gewissermaßen ‚Informationslöcher‘ stopfen. Zhou, der die Kreativität von Netzwerken untersuchte, sah eine Korrelation zwischen den „weak ties“ und diesen Löchern. Die Unterschiedlichkeit der Informationen wird von A, dem es um das

„Schwache Gelegenheitsbeziehungen verbreiten jene Informationen, die in modernen Gesellschaften wichtig sind.“

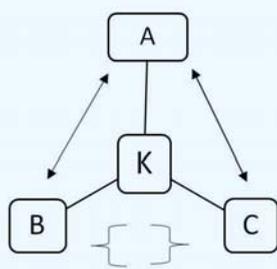
Füllsack 2011: 295

Schließen von Lücken geht, anders behandelt als von B, dem es um seine gefährdete Beziehung zu A geht, wenn C hinzutritt. Auch Moran wies darauf hin, dass nicht nur die Kontaktfrequenz, sondern die Qualität der Bindung eine große Rolle spielt (Moran 2005). Ich möchte im Folgenden den Schwerpunkt auf die Verbindung von B und C legen.

Die schwache Dyade

Für Granovetter sind es die „weak ties“ zwischen allen drei Teilnehmern, die Stabilität garantieren, weil sie den Informationsfluss verkürzen. Zu starke Beziehungen stören seiner Beobachtung nach die Informationsausbreitung. Andererseits sind starke Bindungen die Voraussetzung, um überhaupt Fähigkeiten der Triangulierung entwickeln zu können und damit auch eine dauerhafte Dreierbeziehung eingehen zu können. Kommt ein Fremder hinzu, müssen sich Beziehungen anpassen. Knackpunkt darin ist die „schwache Dyade“, wie ich sie nennen will. Also die Bindung von B und C, die sich beide gegenüber A loyal verhalten müssen, um ihn nicht zu kompromittieren. Zwischen ihnen entsteht die ‚Brücke‘ zu den Netzwerken der anderen Beteiligten.

Wenn A zusätzlich zu der Beziehung zu B eine zu C eingeht, sollten sich auch B und C zusammenschließen, um Informationen weiterzugeben, Löcher zu schließen und Widersprüche „einzuklammern“. Voraussetzung dafür ist aber, dass C als Hinzutretener die entsprechenden kulturellen Identitäten erworben hat, die A und B ausmachen und ihre ikonischen und indexikalen Signale deuten lernen (Searle 1971). Integration heißt: sich einlassen auf Nähe/Distanz-Austausch, der die Gefühle verwirren kann. Ein stabiles Netzwerk mit anderen Triaden kann nur dann entstehen, wenn B und C in einem gegebenen Kontext K die ideale Position zueinander gefunden haben, die die Stärken der beiden Primärbeziehungen von A



Zwei starke Dyaden <----> [] eine schwache Dyade

zu B und A zu C nicht gefährdet. Es geht für mich darum, dass wir diese Informationslöcher, die auch durch unterschiedliche Auffassungen von Normen und Werten entstehen, durch eine ganz bestimmte Art von Kommunikation überbrücken können. Die These ist, dass das Gelingen offener Gesellschaft leichter ist, wenn sie ein übergreifendes Prinzip von der Organisation konflikttypischer Kommunikationen hat (siehe auch Terkessidis 2017: 41).

Granovetter sah eine höhere Informationsübermittlung bei schwachen Bindungen in den Triaden. Dies mag in der Quantität richtig sein, weil es leichter ist, viele oberflächliche Liaisons zu führen, als einige tiefere. Für den Aufbau dauerhafter Beziehungen, wie sie für alle wichtig sind, die in eine neue Lebensphase eintreten, die einen neuen Job beginnen, die in eine neue Umgebung ziehen, die ihre Familie verlassen usw., geht es zusätzlich um die Qualität neuer Beziehungen, wie es auch Borgatti sieht (2005). Information gewinnt dann an Wert, wenn sie über das hinausführen, was jeder herausfinden kann. Dafür braucht es eine gewisse Exklusivität von Freundschaft, die durch gelungene Triangulierung gefestigt wird.

Freundschaft

Freundschaften garantieren verschiedenste Wege der Einbindung in Netzwerke. Dadurch entstehen öffentliche Räume, in denen ein ‚Anderssein‘ und eine Umorientierung an Wertmodellen möglich ist (Milardo 1986). „Freundschaften sind ein Beitrag zur handelnden Ver-

netzung und zeitlichen Benutzung von gesellschaftlichem Raum. Man geht zusammen ins Kino oder Theater, isst gemeinsam im Restaurant, trifft auf andere Menschen, stellt neue Sozialbezüge sehr viel leichter her, als wenn man allein ist. Durch Freundschaften wird man in die verschiedenen Gesellschaftsbereiche eingeführt und integriert“ (Nötzoldt-Linden 1994: 163).

Je stärker z.B. die Bindung von A zu C wird, desto mehr Chancen tun sich auch für B auf, mit C ‚freie Informationen‘ über Lücken hinweg verbreiten zu können. Die Schlüsselposition für das Gelingen nimmt also B ein. Seine Erstbeziehung zu A ist mit dem Hinzutreten von C unter Stress, und er befindet sich in der paradoxen Situation, sie gleichzeitig zur Gefährdung seiner Loyalität zu A mit einer guten Beziehung zu C erhalten zu können. Meine These ist: Die aus diesen Bewältigungsstrategien resultierenden Bedeutungen werden vom Netzwerk erfasst, verallgemeinert und zu normativen Institutionen weiterverarbeitet. Denn ohne Anbindung an gesellschaftlich akzeptierte Rollenmodelle zerfällt die Triade wie die boromäischen Ringe leicht in ihre Einzelteile.

Warum haben A und B ein Interesse an dem Hinzutreten Dritter? Einmal, weil dies ihr beider Netzwerk erweitert. Eine stabile Triade kann leichter an andere Triaden andocken als eine Dyade, die dazu neigt, sich auf sich selbst zu fokussieren. Dazu erhalten alle leichter Informationen aus anderen Netzwerken und einen zusätzlichen Freiheitsgrad für Interaktionen. C lernt ambivalente Positionen wie B einnehmen zu können, und sich in der für ihn neuen Gesellschaft zu integrieren. Starke Freundschaften sind dadurch gekennzeichnet, dass sie offen für Dreiecksbeziehungen sind, in denen unweigerlich Wertdifferenzen auftauchen. Damit besteht die Gelegenheit, Konfliktthemen der Gesellschaft nachzuspielen und al-

ternative Sprachmuster für knifflige Situationen, wie sie in Dreiecken unweigerlich auftreten, finden zu können (Austin 1962). Jeder kann dann prinzipiell auch die Rolle des anderen trotz Widersprüchen übernehmen.

Wertorientierung an Idealtypen

Wie aber ist die Ambivalenz zwischen den verschiedenen Rollenarten aufzulösen? Der Mensch hat dazu ein Set von Werten erfunden, anhand derer er sich trotz Teilnahme an unterschiedlichen Gruppierungen einigermaßen widerspruchsfrei bewegen kann. Sie laufen in der Idee des Idealtypus von Max Weber und soziogenetischer Typenbildung zusammen. Typologien sind ein Mittel, um die verschiedenen Rollendimensionen zu verbinden, die wir im gesellschaftlichen Miteinander eingehen. In jedem Menschen bildet sich die Ambivalenz der sozialen Systeme ab, über die hinaus er seine privaten Verhältnisse auflösen können sollte. Daran werden seine sozialen Kompetenzen gemessen und daran entscheidet sich, ob andere ihr Netzwerk über ihn erweitern wollen. Wer beispielsweise als konservativer Wähler für Umweltschutz eintreten will, muss nicht nur anders Gesinnte in sein Netzwerk integrieren, sondern entsprechend auch zusätzliche alternative Wertmodelle anbieten können. Die Orientierung an Idealrollen ‚übersetzt‘ gewissermaßen die Synthesebestrebungen des Systems in die Sprache des Individuums.

Die dabei eingenommenen Drittrollen erlauben einen Ausgleich der hi-

Wer beispielsweise als konservativer Wähler für Umweltschutz eintreten will, muss nicht nur anders Gesinnte in sein Netzwerk integrieren, sondern entsprechend auch zusätzliche alternative Wertmodell anbieten können.

erarchischen Ordnungen, die durch unsere Teilnahme an institutionalisierten Abläufen der Familie, der Vereine, des Berufes usw. entstehen. Diese Drittrollen sind ein Abbild der wirtschaftlichen und politischen Konflikte, die gleichermaßen in diesen Kleinsystemen mitkommuniziert werden. Denn die Widersprüche der inneren Beziehungen haben ihre Entsprechung im Äußeren. Identität entsteht über die Synthese der Widersprüche im eigenen Freundschafts-Netzwerk unter Berücksichtigung gesellschaftlicher Normen und Vorstellungen des Zeitgeists.

Als Trickster, *Advocati Diaboli*, Cyborgs, Sündenböcke u.s.w. stehen uns tradierte Rollen für Konfliktsituationen zur Verfügung, die in bestimmten sozialen Zusammenhängen zum Tragen kommen. In Mediensystemen geht es um die Entstehung von Meinungen und die Möglichkeit ihrer Manipulation (Trickster). In Gendersystemen wird geduldig die Frage nach der Gleichberechtigung der Geschlechter verhandelt (*Tertius Gaudens*). Autoritätssysteme geben jedem die Chance, Führung zu übernehmen und Schwarmintelligenz auszuprobieren (Cyborg). In Kleingruppen geht es um die Entwicklung von spezifischen Kompetenzen und das Sichtbarmachen von Kompensationen (Sündenbock). Milieusysteme verhandeln Geschmäcker und bedienen das Sicherheitsbedürfnis auf der Ebene gesellschaftlicher Schichten (*Homo oeconomicus*). Diskursysteme schlussendlich beinhalten den aktuellen Wissensstoff (*Advocatus Diaboli*) (vgl. Bleeck 2018).

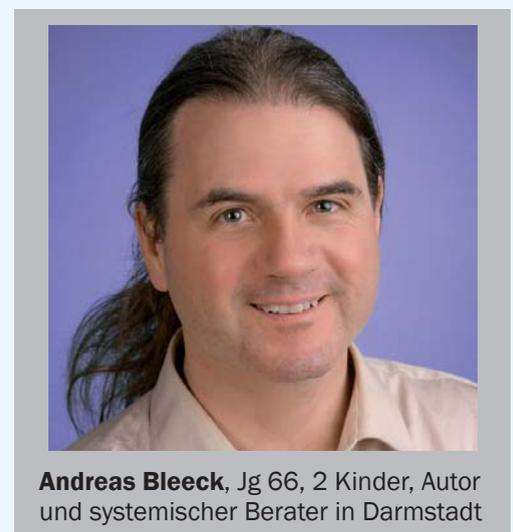
Es ist eine eigene Sprache in diesen systemischen Triaden, die mit den verschiedenen Kontext-Ebenen des Alltagsgeredes mitläuft. Sie bildet sich vor allem in jenen Situationen heraus, in denen kulturspezifische Neuerungen Fragen aufwerfen und sich eine Chance ergibt, Faktoren des „Andersseins“ bei sich selbst

zu erkunden. Beispielsweise enthält China nicht nur für uns Europäer eine völlig neue Kultur, sondern wir auch für China, so dass beide Kulturen sich gegenseitig aneinander entwickeln werden können, insofern sich beide von einem Dritten (z.B. die USA) irritiert und beobachtet werden. Wie im Kleinen ist es auch im Großen.

Das Ganze ist deshalb nicht so richtig zu greifen, weil jeder von uns nur zu wenigen ausgewählten Menschen gleichzeitig dyadische und triadische Beziehungen führt, in denen gewohnte Kommunikationsstrategien zu ‚verwischen‘ drohen. Diese Triaden treten auch meist nicht offen in der Gesellschaft auf, so dass sie schwer zu beobachten sind. Wir benutzen bestimmte Strukturen, die auf subtilen Ebenen von Wertvorstellungen bezüglich Fragen der Gerechtigkeit, des Sinns des Lebens, der Freiheit usw. aufsetzen. Fragen, die sich mit der Einnahme sozialer Verpflichtungen stellen und in tertiären Kommunikationen quasi so ‚mitlaufen‘, dass sie bei Bedarf schnell abrufbar sind. Es gehört zum Repertoire von Drittfiguren, sich zu tarnen und dem Umfeld sich nur zu bestimmten Ereignissen zu zeigen (Eßlinger et al 1971: 72). Die Triaden kontrollieren sich selbst durch einen Regler, der in der Alltags-Sprache so aufsetzt, dass außer den drei exklusiven Teilnehmern der Triade meist niemand sonst die speziellen Signale übersetzen kann. Damit ist es ein System - allerdings ohne binären Code und ohne einen Referenten.

Literatur:

Austin, John L., 1962, *Zur Theorie der Sprechakte*, Reclam
 Bleeck, Andreas, 2018, *Das System und der Dritte - Über die Kybernetik sozialer Regelkreise und die Funktion von Drittrollen in der sozialen Arbeit*, Lit Verlag
 Borgatti, S.P., 2005, *Centrality and Network Flow*, in: *Social Networks*, Vol. 27, Issue 1, S. 55-71
 Burt, R. 1992, *Structural Holes: The social structure of competition*, Cambridge
 Eßlinger, Eva/Schlechtriemen, Tobias/Schweitzer, Doris/Zons, Alexander, (Hg.), 1971, *Die Figur des Dritten*, Suhrkamp
 Füllsack, Manfred, 2011, *Gleichzeitige Ungleichzeitigkeiten. Eine Einführung in die Komplexitätsforschung*, VS
 Granovetter, Mark, 1974, *Getting a job. A study of Contacts and Careers*, Cambridge
 Milardo, Robert M. (Hg), 1986, *Families and Social Networks*, Newbury Park, Beverly Hills u. a.
 Nötzoldt-Linden, Ursula, 1994, *Freundschaft: Zur Thematisierung Einer Vernachlässigten Soziologischen Kategorie*, WV
 Reza Yousefi, Hamid/ Braun, Ina, 2011, *Interkulturalität. Eine interdisziplinäre Einführung*; *Wissenschaftliche Buchgesellschaft*
 Searle, John R, 1971, *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Suhrkamp
 Terkessidis, Mark, 2017, *Nach der Flucht. Neue Ideen für die Einwanderungsgesellschaft*, Reclam



Andreas Bleeck, Jg 66, 2 Kinder, Autor und systemischer Berater in Darmstadt

EMPFEHLEN SIE UNS WEITER!
soziologie heute
 das größte soziologische Fachmagazin im deutschen Sprachraum
 topaktuell - barrierefrei - unabhängig
www.sociologie-heute.at

BDS-Newsletter 4/2019 (Newsletter Nr. 90)

Dortmund, Herne und Mainz im Juli 2019

Der BDS ist das Netzwerk und die Interessenvertretung für Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler in der Praxis

Seit **1976** haben sich bundesweit Soziolog/innen und Sozialwissenschaftler/innen im BDS zusammengeschlossen und miteinander vernetzt, um gemeinsame Interessen öffentlich zu vertreten und das Bild der Profession in der Öffentlichkeit stärker zu verankern. Eine Mitgliedschaft im BDS und die verbandspolitische Arbeit helfen dabei, das Bild der vielfältigen Tätigkeiten von Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftlern in der öffentlichen Wahrnehmung zu verbessern. Wenn Sie Interesse an einer Mitgliedschaft haben, informieren Sie sich gern unter www.bds-soz.de oder nehmen direkt Kontakt zu uns auf: info@bds-soz.de.

Mitglieder

Jubilare stellen sich vor

25 Jahre

Hans Joachim Lincke

Als ich mein Studium an der Universität Freiburg Soziologie begann, standen stadt- und kultursoziologische Themen im Zentrum meines Interesses, flankiert von der Systemtheorie Niklas Luhmanns. Mit Blick auf die nicht eben rosigen Berufsaussichten für Soziologen schien es mir allerdings am besten, den Schwerpunkt zunehmend auf die leichter zu verwertenden methodischen Kompetenzen zu setzen. Durch Praktika und freie Mitarbeit in der Marktforschung ergänzte ich v.a. meine Kenntnisse qualitativer Methoden, die damals zwar als innovativ, aber auch noch als ungenau und ein wenig obskur galten. Damals lernte ich auch Andreas Hahne kennen und schätzen, mit dem ich bis heute befreundet bin (sein Beitrag ist ebenfalls in diesem Heft).

Mein Interesse an der praxisbezogenen Wissenschaft ließ mich dem BDS beitreten. Unvergesslich ist für mich die Tagung von 1996 zu soziologischer Beratung. Neben der kollegialen Atmosphäre ist mir zum einen ein Vortrag von Hans Pongratz lebhaft in Erinnerung, weil er für Anreden, zur Bezeichnung von Berufen, sozialen Gruppen usw. ausschließlich die weiblichen Bezeichnungen verwendete. Zum anderen eine Plenumsdiskussion, in der sich die Zuhörerschaft an der Bedeutung soziologischer Theoriebildung berauschte, bis Volker Ronge kühl



in den Raum fragte, ob nicht auch einmal darüber nachzudenken sei, wie man mit der Soziologie später sein Geld verdienen wolle.

Nach Ausflügen in projektbezogene Tätigkeiten und dem Abschluss meiner Promotion trat ich 2007 eine leitende Stelle beim Zentrum für gesellschaftliche Entwicklung (zze) an. Zuletzt in der Geschäftsführung, beschäftigte ich mich mit der Förderung und wissenschaftlichen Evaluation freiwilligen und ehrenamtlichen Engagements. Wesentlichen Anteil an meiner Arbeit hatte der Aufbau generationsübergreifender Freiwilligendienste (GüF/FDaG) im Auftrag des Bundesfamilienministeriums, bis es zur Überleitung des Zivildienstes in den Bundesfreiwilligendienst kam. Zu meiner Freude erklärte sich die Redaktion der Sozialwissenschaft und Berufspraxis (SuB) bereit, Heft 2/2012 der Verbandszeitschrift dem Themenfeld „Engagement“ zu widmen.

Ende 2012 wechselte ich zur Freiburger Forschungsstelle für Arbeitswissenschaften (ffas). Aus dieser gründeten Dr. Matthias Nübling, Ariane Haug, Martin Vomstein und ich im Jahr 2015 die Freiburger Forschungsstelle für Arbeitswissenschaften – FFAW GmbH. Mit der FFAW führen wir insbesondere Mitarbeiterbefragungen mit dem Copenhagen Psychosocial Questionnaire (COPSOQ) zu psychischen Belastungen am Arbeitsplatz durch. Zu unseren Kunden zählen Betriebe aller Größenordnungen und Branchen – insgesamt haben wir in diesem Rahmen bereits über 300.000 Beschäftigte befragt. Vorwiegend in Deutschland tätig, sind wir über das COPSOQ-Network international vernetzt, um mit der Entwicklung eines weltweit verbreiteten Instruments die wissenschaftliche Forschung und die Praxis der Beurteilung psychischer Gefährdungen bei der Arbeit voranzubringen.

Freiburger Forschungsstelle für Arbeitswissenschaften GmbH (FFAW), Bertoldstr. 63, D-79098 Freiburg
E-Mail: lincke@ffaw.de

25 Jahre

Andreas Hahne

25 Jahre beim BDS – jetzt, wo es tatsächlich so weit ist, freue ich mich trotzdem! Ich hatte tatsächlich gehofft, dass es noch nicht so weit sein würde ...



Schauen wir mal 25 Jahre zurück: Freiburg im Breisgau am 12. August 1994. Wenige Tage zuvor hatte das Thermometer noch 35°C erreicht und uns drei tropische Nächte in Folge geschenkt. Mein Freund und Kommilitone Hans Jo-

achim Lincke, der – wohl wie ich auch – die unschuldige, von Träumen und Schwärmereien getriebene Phase des Studiums hinter sich hatte, machte mich auf den BDS aufmerksam. Beruf und Soziologie (in meinem Fall dazu noch Philosophie), diese schwierige Verbindung beschäftigte uns mehr und mehr. Der ermäßigte Mitgliedsbeitrag für Studis senkte die Hürden. So wagten wir den Eintritt in den Verband, und die beruflichen Perspektiven als Soziologe fühlten sich schon bald weniger befremdlich an. Die aktive Teilnahme an der Verbandsarbeit – da waren z.B. ein Beitrag zum BDS-Berufshandbuch „Was werden mit Soziologie“ (2007), die ein oder andere Tagung (ja, an die Jahrestagung 1996 erinnere ich mich auch sehr gut) sowie verschiedene Regionalgruppentreffen, ist für mich sehr selten geworden. BDS-Mitglied zu sein hat mir vor allem in der Zeit nach dem Abschluss des Studiums geholfen, das unheilige Selbstverständnis zu überwinden, vor allem als belesener Theoretiker für ein Dasein im Beruf kandidieren zu müssen und zweitens andere Fachkolleginnen und Kollegen kennenzulernen, die „es“ auch auf vielfältige Weise „hinbekommen“ haben.

Mit der Gründung eines eigenen Unternehmens (mxben GmbH in Frankfurt/M.) bin ich seit fünf Jahren meiner Vorstellung vom Berufsleben so nahe gekommen wie nie zuvor. An das Examen (1996) und ein schnell aufgegebenes Promotionsvorhaben schlossen sich Praktika, Projekte, ein paar prekäre Beschäftigungsverhältnisse und etliche Wohnortwechsel an. Einigen der Menschen, die ich in dieser Zeit kennenlernte, bin ich bis heute dankbar wie sonst nur meinen akademischen Lehrerinnen und Lehrern. Sie haben mir neue Rollen vermittelt, die mir bis heute in der Projektarbeit und bei Auftritten vor kleinen und größeren Auditorien zum Erfolg verhelfen. Darauf folgten zweieinhalb Jahre in der quantitativen Marktforschung und zuletzt knapp 13 Jahre im Umfeld von Marketing und Vertrieb eines großen kommunalen Energieversorgungsunternehmens.

Soziologie und Beruf, dazu gehört natürlich noch mehr. Hier ein paar Ideen ohne Anspruch auf Vollständigkeit:

- Fort mit fachlichen Scheuklappen – gemeinsam mit einem Juristen und einem Betriebswirt habe ich mal ein Produkt entwickelt, wir waren ein unschlagbares Team.

- Mitgebrachte Fähigkeiten nutzen – als Führungskraft wechseln wir Perspektiven, analysieren Beziehungen und agieren auf mehreren Ebenen; Soziologinnen und Soziologen bringen dafür eine Menge mit.

- Demut – nicht selten begegnen wir Menschen, die mächtiger oder klüger sind, schneller denken oder die besseren Beziehungen haben. Wer ausbildungsbedingt einen Blick auf die Eigengesetzlichkeiten gewachsener Organisationen hat, findet sich schneller zurecht und lernt, Hindernisse zu umgehen, anstatt sie überwinden zu wollen.

Andreas Hahne, geb. 1968, Studium 1989 bis 1996 in Freiburg/Br., lebt und arbeitet in Frankfurt/M. als Geschäftsführer eines Beratungs- und Dienstleistungsunternehmens für Marketing, Vertrieb und Informatik

Der Senat des BDS

Die nächste Senatssitzung

findet statt am 16. November 2019. Ort und genaue Zeit sowie Tagesordnung werden rechtzeitig mitgeteilt. Senatssprecher: Antonius Schröder, antonius.schroeder@bds-soz.de

Aus den Regionalgruppen

Neben der Kommunikation in den sozialen Netzwerken unterstützt der BDS auch die persönlichen Kontakte unter den Verbandsmitgliedern durch die Regionalgruppen. In vielen Landesteilen gibt es diese bereits, und sie funktionieren sehr unterschiedlich. Die aktiven Gruppen werden von den jeweiligen Sprechern organisiert und können jederzeit Unterstützung durch den Vorstand des Verbandes anfragen.

Regionalgruppe Nord

Stadtsoziologischer Rundgang in Hamburg Harburg 30. August 2019, 16h00, Treffpunkt: s.u.

Unser Mitglied Andreas Rieper, Soziologe und Geograph, lädt uns auf eine ganz besondere Sommer-Tour ein: Der rund 3-stündige Rundgang durch das Bezirkszentrum Hamburg-Harburg zeigt den (städtebaulichen) Wandel der Versorgungsfunktion des heute noch stark industriell geprägten Hamburger Bezirks Harburg (bis 1938 eigenständige Stadt und vor kurzem noch offiziell Oberzentrum für Nordniedersachsen) auf, macht die Rolle Harburgs als „Arrival City“ in Hamburg deutlich und führt uns auch in das Entwicklungsgebiet Harburger Binnenhafen, ein altes Hafen- und Industriegebiet (und zugleich Keimzelle der Stadt Harburg, die in Zeiten des Königreiches Hannover eine starke Entwicklung erfuhr), das seit über 20 Jahren (weiter-)entwickelt wird, wobei die Funktionen Wirtschaft, Forschung/Bildung und Wohnen als gleichberechtigte Nutzungen in unterschiedlichen Formen und Ausprägungen etabliert wurden und werden.

Wir treffen uns um 16:00h im Shoppingcenter Phoenix Center vor der Hamburger Sparkasse (Erdgeschoss), zu erreichen mit der S-Bahn (Linien S 3 und S 31, Station Harburg, dann noch 5 Gehminuten) bzw. über verschiedene Regionalbahnlinien.

Die Führung wird rund drei Stunden dauern und wird gegen 19h00 in der „Gastromeile“ Lämmertwierte zwecks anschließendem Zusammenseins/Umtrunks enden. Von hier aus sind es rund 10 Gehminuten zur S-Bahnstation Harburg Rathaus.

Nähere Informationen bei

Linda Dürkop-Henseling (lduerkop@soziologie.uni-kiel.de) oder

Claudia Obermeier (cobermeier@soziologie.uni-kiel.de).

Tagungen



Dortmund, 28. und 29. Oktober 2019

5th Global Research Conference:

**Social Innovation and Socio-Digital Transformation –
Towards a Comprehensive Innovation Policy**

The conference will bring together the leading experts in social innovation research. Questions to be discussed include:

- the role of social innovation in societal and digital transformation,
- the relationship between social innovation and technological innovation,
- the state-of-the-art of conceptualising and doing social innovation on a global scale,
- an international comparison of social innovation practices, policies and research.

We are very pleased to announce a broad variety of contributions by Flor Avelino, Benoit Godin, Jürgen Howaldt, Lars Hulgard, René Kemp, Geoff Mulgan, Johan Schot, Elisabeth Shove and many more.

The conference will be hosted by ESSI, TU Dortmund University (Social Research Centre) and DASA Working World Exhibition, at:

DASA: Working World Exhibition (Deutsche Arbeitsschutz-Ausstellung)

Ausführliche Informationen und Anmeldung unter www.essi-net.eu

CALL FOR PAPERS

Demografie-Preis 2019

Die Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen und die Intergenerational Foundation loben den Demografie-Preis 2019 aus. Das Thema lautet: Wohnungskrise: Wie können wir die Situation für junge Menschen verbessern? In vielen Ländern, insbesondere in Groß- und Universitätsstädten, ist bezahlbarer Wohnraum ein drängendes Problem. Von dieser „Wohnungskrise“ sind verschiedene Generationen jedoch in unterschiedlichem Maße betroffen, sodass es sich auch um eine Frage der Generationengerechtigkeit handelt: Steigende Miet- und Kaufpreise erschweren gerade jungen Menschen zunehmend den Zugang zum Wohnungsmarkt. Wie kann sichergestellt werden, dass die junge Generation beim Thema „Wohnen“ nicht auf der Strecke bleibt?

Willkommen sind Beiträge mit 5.000 bis 8.000 Wörtern, die sich innovativ mit dem Thema auseinandersetzen und Reformvorschläge oder Analysen ausarbeiten. Das Preisgeld von insgesamt 10.000 € wird unter den Gewinner*innen aufgeteilt. Zudem winkt eine Veröffentlichung in einer Fachzeitschrift.

Einsendeschluss: 01. Dezember 2019

Weitere Informationen zum Demografie-Preis 2019 fin-

den Sie auf der Webseite der Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen (unter der Rubrik „Preise“) www.generationengerechtigkeit.info.

Vollständige Ausschreibungsunterlagen erhalten Sie auch bei: kontakt@srzg.de

HCU | HafenCity Universität Hamburg

City Science Summit

**Hamburg, 1. und 2. Oktober 2019,
HafenCity Universität Hamburg (HCU).**

Am 1. und 2. Oktober 2019 findet der City Science Summit an der HafenCity Universität Hamburg (HCU) statt. Ausgerichtet vom CityScienceLab der HCU und dem MIT Media Lab des Massachusetts Institute of Technology, beschäftigt sich die internationale Fachtagung mit der digitalen Zukunft urbaner Räume.

Der Titel Cities Without eröffnet dafür Denkräume und lädt uns ein, bestehende Leerstellen mit Visionen zu füllen: Wie kann zum Beispiel Mobilität ohne Autos gestaltet werden, welche Möglichkeiten bringen interaktive Beteiligungsverfahren für eine Verwaltung ohne Bürokratie, wie gestalten sich digitale Ökonomien, wie verändert Building Information Modelling Planungsprozesse, und welche Chancen liegen in den Verfahren von Creative Machine Learning und Agent Based Modelling?

Unter den prominenten Rednern für den Eröffnungstag am 1. Oktober in der Elbphilharmonie sind:

- Sir Norman Foster, Architekt
- Nicholas Negroponte, Gründer des MIT Media Labs
- Tod Machover, Komponist und Musiktechnologie

Am 2. Oktober finden an der HCU Hamburg über 25 thematisch ausgerichtete Panels, Workshops und Netzwerktreffen statt. Rund 300 nationale und internationale Gäste werden erwartet, unter anderem aus den City Science Network-Partnerinstitutionen in Shanghai, Taipeh, Peking, Dubai, Kairo, Barcelona, Andorra, Helsinki, Quito, Buenos Aires, Mexico City und Toronto.

Der zweite Konferenztag (2. Oktober) ist öffentlich, kostenfrei und richtet sich an ein interessiertes Fachpublikum, die zahlreichen nationalen und internationalen Kooperationspartner des CityScienceLabs, Fachleute aus der Verwaltung, Stadtplanung, Hamburger Unternehmen sowie Studierende. Der ganztägige Track „Researching the Digital City“ setzt zudem einen Fokus speziell auf internationale Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler.

Weitere Informationen unter:

www.hcu-hamburg.de/en/research/citysciencelab/



GESELLSCHAFT FÜR INFORMATIK

Neue Vorgehensmodelle in Projekten – Führung, Kulturen und Infrastrukturen im Wandel 24. und 25. Oktober 2019 in Lörrach

In einem Umfeld von rasantem Technologiefortschritt und Exponentialwachstum digitaler Geschäftsmodelle wird das Lösen von Problemstellungen zunehmend herausfordernder. Die Digitalisierung von Produkten und Produktionsprozessen verändert die Anforderungen an die Fähigkeiten von Unternehmen und Mitarbeitern. Beispielsweise kann sich kaum ein Produkt oder eine Dienstleistung Fragen der IT-Security entziehen, sodass entsprechende Lücken in den Arbeitsprozessen und Qualifikationen der Mitarbeiter erkannt und geschlossen werden müssen.

Die Umsetzung digital transformierter Geschäftsmodelle impliziert ein neues Arbeiten in Projekten, das mit weiterentwickelten Vorgehensmodellen und neuen Settings für die Projektarbeit einhergeht. In einer erweiterten Betrachtung eines gesamten Produktmanagementzyklus stellt sich darüber hinaus die Frage, welche Herausforderungen und Lösungsansätze in vorgelagerten Phasen der Produktgenerierung bzw. nachgelagerten Phasen des Produktmanagements in diesem Kontext entstehen. Die diesjährige PVM-Tagung erweitert vor diesem Hintergrund das Fachprogramm um ein weiteres Themenfeld, das von der GI-Fachgruppe Produktmanagement eingebracht wird.

Im Hauptthema „Neue Vorgehensmodelle in Projekten“ wird aufgearbeitet, inwiefern Entwicklungen und Trends im Kontext der so genannten digitalen Transformation bereits zu einem neuen Arbeiten im Projekten geführt haben. Zur Ergänzung der Fachdiskussion zum Hauptthema der PVM werden in einer erweiterten Betrachtung die aktuellen Herausforderungen des IT-Produktmanagements als Sonderthema der diesjährigen PVM vertieft.

Themenschwerpunkte

Um dieses vielfältige Thema im Spannungsfeld zwischen Academia und Praxis zu diskutieren, laden wir in diesem Jahr zu Beiträgen zu beiden fachlichen Themenbereichen ein. Zu Themen aus dem Bereich Projektmanagement und zu Vorgehensmodellen gehören insbesondere (aber nicht ausschließlich):

- Digitale Transformation und Implikationen für neue Arbeitswelten in Projekten
- Vorgehensmodelle und Projektformen für Interdisziplinarität
- Neuerungen und Spezialisierungen agiler Vorgehensmodelle (z.B. Agile, Lean Development, DevOps)
- Security-by-Design und verwandte Security-Maßnahmen und -Prozesse
- Spezialisierte Vorgehensmodelle für Künstliche Intelligenz und Industrie 4.0

- Business Analytics und Data Science in der Projektplanung und -steuerung
- Einsatzpotenziale von Künstlicher Intelligenz/intelligente und datengetriebene Assistenzsysteme in der Projektarbeit
- Innovative Arbeitsformen und -umgebungen für die Projektarbeit (Future Labs, Maker Spaces, Co-Working, Crowd-Working, AR/VR)
- Digital Literacy der Projektarbeit
- Wissensentwicklung und systemische Ansätze für das Lernen in und mit Projekten
- Arbeitsplatz 4.0 und IT-Infrastrukturen für kollaborative Projektprozesse

Zu Themen aus dem Bereich Produktmanagement gehören insbesondere (aber nicht ausschließlich):

- Trends im Produktmanagement (u.a. Lean und Agile Product Management, datengetriebene Ansätze, Innovation durch Digitalisierung, Hybride Produkte)
- Kundenorientierte und hypothesenbasierte Entwicklung (u.a. Herangehensweisen, Erfolgsfaktoren, Kopplung mit traditionellen Vorgehensmodellen)
- Hypothesenbasierte Entwicklung und Validierung (u.a. Validierung von Features, datengetriebene Experimente, Plattformen, Absicherung inkl. V&V und Zertifizierung)
- Metriken und Datenanalyse (u.a. Innovation Accounting, Impact-Metriken, Tools, Growth Hacking)
- Innovationstreiber im Produktmanagement (Startup-Kultur, Intrapreneurship)

Special Tracks

- *Session „Future Track“*

Eine wichtige Aufgabe der GI-Fachgruppen ist es, sich mit der Zukunft des Fachgebiets zu beschäftigen. Autoren im Future Track können reife Ideen oder kontroverse bzw. provokative Ansichten in einem Impulsbeitrag vorstellen, welche anschließend im Auditorium diskutiert werden sollen. Durch den Austausch sollten Denkanstöße und Impulse für die Teilnehmer und auch die künftige Fachgruppenarbeit entstehen. Die Impulsbeiträge (nur als Kurzbeitrag, d.h. max. 5 Seiten) für die Future Tracks werden einem separaten Review-Verfahren unterzogen.

- *Session „Student Track“*

Ziel des Student Track ist es, gezielt Studierenden und NachwuchswissenschaftlerInnen (Doktoranden in einer frühen Phase) die Möglichkeit zu eröffnen, sich aktiv in die Tagung einzubringen und damit die Community der GI-Fachgruppen Vorgehensmodelle und IT-Projektmanagement kennenzulernen. Studierende und Nachwuchswissenschaftler sind aufgerufen qualitativ hochwertige Arbeiten einzureichen. Die Beiträge werden einem separaten Review-Verfahren unterzogen und als Kurz- oder Langbeitrag akzeptiert (d.h. max. 5 Seiten oder max. 10 Seiten zzgl. Quellenangaben). Für akzeptierte Beiträge kann die Unterstützung bei der Finanzierung von Anreise, Tagungsgebühr und Unterkunft beantragt werden.

Weitere Informationen: <https://pvm-tagung.de/>

Die Newsletter-Redaktion:

Verena Becker, Hans-Werner Franz (verantwortlich), Paula Wiesemann

Der Newsletter erscheint im Rahmen der soziologie heute sechsmal jährlich immer in den geraden Monaten. Redaktionsschluss ist der 5. jedes ungeraden Monats.

Wir weisen darauf hin, dass bei Artikeln im Newsletter die Verantwortlichkeit bei den jeweiligen AutorInnen liegt. Bei Fragen kontaktieren Sie bitte die Geschäftsstelle (geschaeftsstelle@bds-soz.de) oder das Redaktionsteam.

Verantwortlich i.S.d.P. ist der Vorstand des BDS.



Vom Propagandamodell zu massenmedialer Indoktrination

von Bernhard Martin

Medienkonzerne sind in politischen Ökonomien eingebettet und verfolgen primär ihre wirtschaftlichen Interessen. Das Machtwissen über die strukturelle Wirkung von Massenkommunikation lässt ganz vortrefflich Public Relations bzw. Propaganda konzertieren. Ihrem Wesen nach eignen Massenmedien als Mittel zu strategisch geplanter Täuschung und werden zunehmend dazu missbraucht. Verantwortungsvolle Medienpolitik müsste breit darüber informieren, wie Öffentlichkeit und Gesellschaft durch die mit Tech-Plattformen konvergierende Medienökonomie manipuliert werden. Wie etwa im Jahr 2016 im Zuge des Brexit-Referendums oder bei der US-Präsidentenwahl. Es gilt die veränderten Funktionen von Rundfunk, Print und Neuen Medien im Hinblick auf ihr Potenzial zur Desinformation zu durchleuchten und über die systematische Unterwanderung der liberalen Demokratie aufzuklären.

Verallgemeinernd über Fake News zu klagen, greift zu kurz. Es gilt zu differenzieren. Medienschelte ist deutlich älter als das Unwort des Jahres 2014. – „Lügenpresse“ wurde im deutschen Sprachraum bereits Mitte des 19. Jahrhunderts verwendet. Zuerst von konservativen Katholiken gegen die im Zuge der bürgerlichen Revolutionen entstandenen liberalen Presse. Dann wurde in den Weltkriegen damit gegen die französische und anglo-amerikanische Presse agitiert. Und die Hitler-NSDAP, zumal Propagandaminister Goebbels, verwendete „Lügenpresse“ zur Behauptung einer Verschwörung des Weltjudentums samt gesteuerter Presse. Im 21. Jahrhundert führte den Begriff – wenig überraschend – die rechtsextreme AfD in den politischen Diskurs wieder ein. Bereits 1928 hat der bekannteste „Spin-Doctor“ und als „Vater der Public Relations“ bezeichnete Edward Bernays sein Hauptwerk *Propaganda* veröffentlicht. Sein Werk über eine von wenigen einflussreichen gelenkte Demokratie war keine Dystopie sondern Ist-Zustand der USA vor hundert Jahren. Dass NS-Propagandaminister Goebbels dieses Wissen missbraucht hat, um die Weimarer Republik zu zerstören und in ganz Nazi-Deutschland Antisemitismus zu instituti-

onalisieren, war dem Juden Bernays wohl bewusst.

Wie Massenmedien in ihren Funktionen sozialtechnisch gezielt eingesetzt werden, zeigte der in Österreich geborene, 1935 in die USA emigrierte Soziologe Paul Lazarsfeld in vielen empirischen Studien. Zusammen mit seinem US-Kollegen Robert Merton veröffentlichte er 1948 den Aufsatz „*Mass communication, popular taste, and organized social action*“. Massenmedien werden darin als „*most respectable and efficient social narcotics*“ (=soziale Betäubungsmittel) beschrieben.

Propagandamodell und Indoktrination

Die Funktionsweisen von Medien innerhalb der Herrschafts- und Machtstrukturen in kapitalistischen westlichen Demokratien sind empirisch hinreichend belegt. Noam Chomsky hat darauf fußend die Theorie des *Propaganda-Modells* entwickelt, in welcher Medien als „Konsensfabriken“ beschrieben werden, die zum Vorteil Weniger wirken. Insofern dient das Schlagwort von der „Vierten Gewalt“, die die Mächtigen kontrolliere mehr der Eigen-PR von Medien.

Die Digitalisierung bringt neue Instrumente für manipulative Anwendungen – zumal im Bereich sogenannter Sozialer Medien. Neben erweiterten Techniken der Sedierung oder der Affektreaktionen braucht es für länger anhaltende Effekte die Indoktrination. Sie wirkt über die öffentliche Meinung. Dafür brauchen die Medien das politische Bodenpersonal. Zusammen mit populistischen Demagogen erledigen sie die politische Drecksarbeit – Stichwort Message Control. So werden in der geopolitischen Dimension zur affektiven Kontrolle der Massen Techniken zur Angsterzeugung eingesetzt. Für Angriffskriege bzw. Militär-Interventionen steigen die öffentlichen Zustimmungsraten vor allem wenn gegen „böartige“ und „gewalttätige“ Kräfte vorgegangen werden soll. – Also etwa gegen Schlepper und islamistische Terroristen. Gegen sie wird gebetsmühlenartig agitiert.

Experimentelle Studien zeigen, dass Versuchspersonen die Aussagen von Expe-

rimentatoren in ihrem Wahrheitsgehalt höher einschätzen, je häufiger sie präsentiert werden. Und zwar auch dann, wenn sie zuvor vom Experimentator ausdrücklich als falsch erklärt wurden. Selbst wenn man also die Versuchsperson darüber aufklärt, ändert das nichts am Effekt: Je häufiger man eine Meinung hört, umso stärker steigt der gefühlte Wahrheitsgehalt. Dagegen können wir uns kaum wehren. Diese Prozesse laufen unbewusst ab.

IT-Design und Psychografie

Die Manipulationsmöglichkeiten von Neuen Medien bzw. Social Media funktionieren viel zielgenauer als klassische Medien. Ihr Informatik-Design mit seinen Algorithmen bezieht Erkenntnisse aus der differentiellen Psychologie mit ein. – Nicht nur um mehr Geschäft zu machen, sondern auch um die Ergebnisse von politischen Entscheidungen in der Demokratie zu beeinflussen. Wie vor dem Brexit-Referendum durch die Firma Cambridge Analytica, die von Facebook Daten aus 87 Mio. Nutzerkonten für ihre Big Data-Software bekam, um politikferne Schichten mittels einer Milliarde von algorithmisch verbreiteten Fake News zu indoktrinieren. Personen rund um die dafür verantwortliche „Leave-Kampagne“ werden behördlich verfolgt. Der ausgezeichnete Dokumentarfilm „The Big Hack“ rekonstruiert diese Ereignisse. In den USA wurde Facebook wegen diverser Datenschutzverletzungen u.a. bei der Wahl von Donald Trump zu 5 Mrd. US-Dollar Strafe verurteilt. Dennoch: Heute bestimmen die radikalsten Brexiteers den Ton britischer Politik in London und Brüssel.

Medien- und Techkonzerne stellen für die liberale Demokratie heute eine größere Gefahr dar, als es Banken mit ihren toxischen Produkten für ganze Volkswirtschaften gewesen sind. Das Geschäft mit der Desinformation ist streng zu regulieren – ganz so wie es eine Finanzmarktaufsicht gibt. Notfalls müssen die für Staat und Gesellschaft schädlichsten Konzerne zerschlagen werden.

Dr. Bernhard MARTIN
ist freischaffender Mediensoziologe in Wien

Ordnung und Unfrieden

von Sven Papcke

Barrikaden in der Rue de Soufflot, Paris, 25. Juni 1848

Bild: Horace Vernet (1789-1863), wikimedia commons

Ohne die Möglichkeit, im Ernstfall „Handeln durch Handeln eliminier(en)“ zu können,¹ kommen komplexe Gemeinwesen nicht über die Runden. Jede Interaktion kann scheitern. Hektik und Missgunst, leidige Sozialverzerrungen ebenso wie ideolektisch verfahrenere Streitigkeiten über Werte und Symbole erzeugen Spannungen. Eher unvorhergesehen werden menschliche Einrichtungen, Episoden,² ja ganze Epochen labil, zu ihrer Erhaltung muss Macht sich perpetuieren. Garantien für vernünftiges oder erfolgreiches Handeln sind nicht gegeben.

Schon Vergil begriff unter Verweis auf die Landschaftspflege die Kultur als Selbstdomestikation mit langem Atem. Darauf beziehen sich alle neuzeitlich-skeptischen Ordnungslehren. Aus Misstrauen gegenüber Chaos durch Freizügigkeit plädieren sie für Gehorsam, nicht für Übereinstimmung aus Einsicht. Diese habe sich selten als verlässlich erwiesen, folgen die Menschen doch ihren Überzeugungen, statt sich an situativen Argumenten zu orientieren. Auch deswegen, weil Handeln

emotiv untermalt ist, gibt es doch weder ein neutrales Wollen noch interessenfreies Denken. Und das ist so, obschon sich die Politik auf dem Boden einer rechtsstaatlich verankerten Ausbalancierung von Widersprüchen die Option friedlicher Streitschlichtungen erarbeitet hat, jedenfalls in „open access societies“ (D. C. North). Doch auch deren *concordia discors* bleibt auf Nachdruck angewiesen, nicht zuletzt, um sich vor Selbsterstörung durch Regeln negierende Akteure zu schützen.

Gibt es andere Wege? Gewalt weicht der Aura des Geldes als *nervus rerum*, notiert der Soziologe Luhmann,³ der eine kalmierende Rolle sozialer Interdependenzen unterstellt. Tatsächlich beeinflusst Gewalt ihrerseits die chronische Knappheit des Geldes, dessen Charme „die Indifferenz selbst“ (Georg Simmel) ist. Stellt diese Ressource doch in einem Umfeld, das im Güterüberfluss schwelgt, ein Artefakt dar, kein Naturgeschenk.

Wie immer, nicht nur das Geld, auch der altböse Feind, die vielförmige Gewalt, wirkt höchst aufdringlich. Inmitten der vom öffentlichen Zwangsmonopol zu gewährleisten Sicherheit dringt Gewaltsamkeit in bisher als geschützt empfundene Nahbereiche vor. Das belegt nicht allein die Karriere von „Panikräumen“, auch Clan-Kriminalität und sich ausbreitende *No-go-areas* zeugen davon, die wiederum mit dem *home grown* beziehungsweise einem importierten Terrorismus einhergehen.

Ordnung verliert an Rückhalt, wenn Gewalt als Verunsicherung auf eine aufgeweichte Staatlichkeit trifft, die sich vor lauter Obrigkeits-Vorbehalten beziehungsweise durch den modischen Vorrang von Meinwohl vor dem *salus publica* die Hände gebunden hat.⁴ Durch Überforderung der öffentlichen Kassen, aber auch wegen des inkonsequenten Umgangs mit den eigenen Gesetzen droht Laissez-faire latent vor Recht zu gehen. Und sei es nur in der medial erzeugten Wahrnehmung. Ohne allgemeines Regelvertrauen und damit verbunden durch den Autoritätsschwund repräsentativer Institutionen werden Gefährdungspiralen angestoßen.⁵ Wenn polizeilicher Schutz schwindet, folgt die Verteilung von Risiken - etwa qua Privatisierung von Sicherheit - unfairen Mustern. Oder sie fördert als Vigilanz parastaatliche Gegenwehr. Derartige Effekte sind nicht nur Vorboten einer neuen Beliebigkeit der Schadenskommunikation; sie können mit gesellschaftsruinösen Koppelungen von Geld und Gewalt interagieren, was die Karriere des international organisierten Bandenwesens vor Augen führt.⁶ Auch der Zusammenhang von Mangel und Randständigkeit belegt diese Ab-

Wenn polizeilicher Schutz schwindet, folgt die Verteilung von Risiken unfairen Mustern.

hängigkeit. Zu denken ist an die Wut von Außenseiter-Milieus,⁷ wie sie die plurale Hochmoderne nicht nur im Internet auszubrüten scheint, nicht zuletzt, wenn sich materielle Defizite mit Ressentiments, heikler noch mit dem aufladen, was Kant das metaphysische Bedürfnis nannte.

Gewalt als physische, psychische, verbale oder soziale Schmerzkommunikation ist nicht zu verstehen, sieht sie sich phänomenologisch verortet.⁸ Schon deswegen nicht, weil sich etwa Amtsgewalt nur im Sparmodus bewährt, sonst nutzt sie ab; anders ist es bei destruktiver Gewalt, die mit ihrer euphorisierenden Freisetzung gedeiht. Generell ist das Gewaltaufkommen als Ausdruck - beziehungsweise Pendant - institutioneller respektive kultureller Arrangements zu erfassen. Oder es zählt zu den prekären Nebenerscheinungen jenes als schöpferische Zerstörung verbuchten Wandeldrucks. Gewalt stellt im Gegensatz zur Aggressivität, vulgo Handgreiflichkeit, keinesfalls eine übergeschichtliche Größe, gar Konstante dar. Immer wird sie durch die Brille jeweils geltender, zumeist ihrerseits gewaltgestützter, also institutioneller „*thought worlds*“ (Mary Douglas) betrachtet und entsprechend unterschiedlich beurteilt.

Es finden sich viele Gründe und Auslöser für Gewalt gegen sich oder andere, wiewohl selten gedeihliche.⁹ Der Mensch wird nicht feindselig gesinnt geboren - wir haben es dabei laut Georg Simmel mit einer Interaktionslast zu tun -, wenngleich mit der Fähigkeit zur Aggression. Als *animal symbolicum* ist er zwar instinktarm, zugleich aber unabweisbar und libidinös in Differenzmuster verstrickt.¹⁰ Ein Zuviel an Loyalität oder Devotion als Folge unseres Zugehörigkeit sichernden Verehrungsbedürfnisses, normalerweise jedoch nicht triebhafte Angriffslust, gar Todeslibido, beflügelt das Gewaltaufkommen. Das lässt sich Phasen kriegerischer Verspannungen oder des Terrorwahns ebenso ent-

Gewalt und Zahlungsmittel sind verschwägert, auch in dem Sinn, dass Gewalt Geld schöpfen und Geld diese mobilisieren kann.

nehmen wie den wechselnden Pegelständen der Asozialität. Verhalten - wie Denken - spiegelt im Guten wie im Schlechten gemeinschaftliche Impulse¹¹ samt entsprechenden Rollenzwängen. Dabei schaffen Mangel und Dumpfheit ein Klima, das Schrofheit fördert. Ebenso wie die Prestigesucht pflegt diese raue Umgangsform sich selbst zu verstärken. Mehr noch, Gewalt ist ein Medium, das neben Angst vor allem Dissoziationen schafft, gerade in einer dynamischen und daher volatilen Marktmoderne. Wegen ihrer losen Strickweise bedarf diese der zivilen Selbstkontrolle;¹² andernfalls löst Normversagen den Ruf nach staatlichem Durchgreifen aus, wenn nicht gar nach einem populistischen Überich, offenbar als Inbegriff des Schutz verheißenden Fremdzwangs.

Was folgt daraus? Das Geld ist mitnichten der große Gleichmacher oder Attraktor, schon bei Emile Zola lässt sich über seine Exklusionsmacht nachlesen. „Recht spitzt Konflikte zu“, appelliert Wolfgang Fach¹³ gleichwohl an die monetäre Vermittlerrolle, „Geld weicht sie auf; jenes ist ‚asozial‘, dieses ‚sozial‘“. Die Karriere des Geldes scheint solche Wirkung zu bestätigen. Tatsächlich gelingt ein Schadensausgleich nur im Rahmen des Rechts, das wiederum machtgeschützt ist, mithin durch Gewalt garantiert wird. Gewalt und Zahlungsmittel sind verschwägert, auch in dem Sinn, dass Gewalt Geld schöpfen und Geld diese mobilisieren kann. Das Geld ebenso wie seine Reflexionsform, das Kapital, entlasten die Gesellschaft keineswegs,¹⁴ indem sie die Gewalt beruhigen. Diesen Erfolg scheinen sie zu haben, falls übersehen wird, was schlecht ins Schema passen will: Dass Zahlungsmittel

als Universalverstärker unschwer Gewalt stimulieren. Kann deren „Allmacht, Allwissen und Allzuständigkeit“¹⁵ doch trotz aller vermeintlichen Kommunikations-Hermetik der gesellschaftlichen Subsysteme sich diese bei Bedarf dienstbar machen. „Nach Golde drängt,/ Am Golde hängt/ Doch alles!“, seufzt Gretchen. Zugleich sieht sich der Vollampf des Marktes durch gewinnträchtige Anreize garantiert, wie Rosa Luxemburg¹⁶ vermerkt. Die Lizenz zum Zwang musste die durch Finanzströme gelenkten Ungleichverteilungen abfedern. Das gilt auch für Folgen einer damit einhergehenden, ebenso produktiven wie den Zusammenhalt störenden Geltungssucht, deren Dynamik ideengeschichtlich kaum zu überschätzen ist, ebenso wenig wie ihre sozialpolitischen Risiken.

Gewalt ist nicht nur ein Politikum, sie ist auch ein Ideologikum.¹⁷ Es wäre ein abgehobener Standort erforderlich, um Befangenheiten in raumzeitlichen Bezügen nicht nur einkalkulieren, sondern die - besonders die eigene - Beobachtung beobachten zu können. Selbst dann wirkten Bezeichnungsdilemmata fort. Die Vieldeutigkeiten der Gewalt sind nicht einzugrenzen,¹⁸ es sei denn, man hält sich an Begriffe ohne Bodenhaftung,¹⁹ was in diesem Umfeld gang und gäbe zu sein scheint.

Noch unübersichtlicher wird es, geht es um die Gewaltunterfütterung von legaler Macht. Sie speist sich aus autoritativen (Koordinierung), allokativen (Kontrolle) und imaginativen (Beeinflussung) Ressourcen, die in Form normativer oder institutioneller Regelwerke bei aller Handlungsoffenheit wie strukturelle Verhärtungen wirken, da selbst Freiheitlichkeit nicht ohne (Selbst-)Zwang auskommt. Hinzu treten vielfältige und sich widersprechende Wirkweisen von Gewalt unterhalb beziehungsweise neben der politischen Ebene mit ihrer neuzeitlich immerhin transparenten, das heißt

nicht nur möglichst unverborgenen, sondern responsiven Zuständigkeit für das öffentliche Wohl.

Zu denken ist nicht zuletzt an Verwerfungen durch die Produktivkräfte und Finanzmärkte als Vehikel gleichermaßen der Bedarfsbefriedigung und der Bereicherung. Sie sind der Motor für technische Umwälzungen, mit Energie versorgt durch Spekulationen auf dem Weg in schumpetersche Möglichkeitshorizonte. Unabhängig von sittlichen oder administrativen Regeln mündet das Mit- und Gegeneinander gesellschaftlicher Interessen nolens volens in Anordnungs-Cluster, um Irrsinn und Gärung abzuwehren, die zum Risikogepäck aller Vergesellschaftung zählen.

In den jeweiligen System-Subsystem-Sets ruht

- a) politische Herrschaft/Ordnung auf der Anwendung oder Androhung von Zwang,
- b) ökonomische Führerschaft auf der Verfügung über finanzielle und materielle Güter beziehungsweise auf der Kontrolle der Arbeitsmarktchancen und
- c) die kulturell-mediale Dominanz auf der diskursiven Bevormundung von Identifikation, Symbolen oder Werten. Die Dynamik sozialer Beziehungsmuster und Organisationsvorgaben bestimmt dabei die historisch-jeweilige Staffelung respektive Stellung dieser Einflussfelder zueinander.

Gewalt ist Teil der Sozialmuster selbst dann, wenn formal Macht agiert, in welchem Gewand auch immer. Seien es disziplin- oder kontrollgesellschaftlich strukturierte oder auch eher konsensuelle Entwürfe: Sie können schwerlich bestehen ohne Möglichkeiten, Druckmittel in verschiedenen Abstufungen abzurufen.²⁰ Diese Regelungsreserve mag solange unauffällig bleiben, bis - aus welchen Gründen immer - die steuernde Funktionalität lahmt oder die Bereitschaft zur Botmäßigkeit schwindet. Und sie ist zur Stelle,

falls die im Gesellschaftsvertrag qua Leiblichkeit ihrer Mitglieder immer präsente Gewaltbefähigung auszufern droht. Zaudert die öffentliche Aufsicht in solchen Fällen, beizeiten Stoppzeichen zu setzen, werden nicht nur die Verhältnisse rauer; zugleich verblasst neben der Legitimität amtierender Regierungen auch die Autorität des Staates als des zentralen „Zurechnungsobjektes“ (Dieter Grimm) der Gesellschaft.

Das widerfährt Zuständen nicht zuletzt dann, wenn die mit den Sozialnetzen verwebten Regulatoren versagen und Widerspruch sich zu Aufruhr auswächst, etwa weil die im alltäglichen Affirmationstraining gelernte Aufregungs-Resistenz nicht länger trägt. Dann wird erfahrbar, worauf Ordnung als Garant von Sicherheit und Freiheitlichkeit beruht, die schon den Vordenkern der Industrialisierung angesichts der fabrikweltlichen Umbrüche am Herzen lagen. Die Wiederherstellung der Ruhe²¹ in den tumultuösen Juni-Ereignissen 1848 in Paris durch General Cavaignac bezeugt den hysterischen Bedarf an Berechenbarkeit, dem die arbeitsteilige Marktwelt *ab ovo* unterlag. Presse-, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit wurden aufgehoben, und endlich, nach vier Tagen heftiger Straßenkämpfe - Octave Aubry spricht von einem der brutalssten Ereignisse der französischen Geschichte - waren die als pure Chaotisierungsenergie wahrgenommenen Ansprüche auf politische Mitsprache der Aufmüpfigen gebrochen.

Der Zorn der Verlierer oder Entfremdeten²², mithin jener „*abjects des sociétés*“ (Julia Kristeva) auf die Bessergestellten sowie bei jenen die jederzeit entflammbare Angst vor den Massen, deren Unberechenbarkeit nicht nur Gustave Le Bon bald als Grundgefahr für die Moderne ausschilderte, fraßen sich fest und verdarben den politischen Ton im Land.²³

Die Betrachtung des Gewaltwirkens hat es mit widerborstigem Material

Bei der Phänomenologie der Gewalt handelt es sich um kulturelle Staus, die Agonalität freisetzen, falls Irritationen als Folge von Desorientierung, Risiken, Mangel, Missachtung oder Furcht überhandnehmen.

zu tun, eben mit sozial-historischem Urgestein. Es birgt nicht nur Überraschungen, sondern ist mit terminologischen Ablagerungen verkrustet. Trotz ihrer Aufdringlichkeit ist Gewalt dennoch weder das Magma, das sich über die Ordnungsgebilde ergießt, noch die „Inkarnation des Bösen“ (Jacob Burckhardt) schlechthin. Gewalt ist keine ‚höhere Gewalt‘: Weder verrät sie einen evolutiven Antihumanismus, noch muss von psychotischen Kräften die Rede sein, selbst nicht im Blick zurück. Es handelt sich bei ihrer Phänomenologie um kulturelle Staus, die Agonalität freisetzen, falls Irritationen als Folge von Desorientierung, Risiken, Mangel, Missachtung oder Furcht überhandnehmen.

Sozialeruptions-Studien erlauben es tiefensoziologisch gleichwohl, nicht nur Vorhersagen zu treffen und Wahrscheinlichkeiten zu bestimmen; es lässt sich vermeidungsrational beizeiten eingreifen. Destruktivität ist in ihrem Werdegang nachvollziehbar und somit prinzipiell einzudämmen. Das aber verlangt, misologischen Anwendungen ebenso zu widerstehen wie semantischen Missverständnissen, die sich in diesem Feld sammeln und dazu neigen, Sachprobleme und Kontexte, um die es geht, begrifflich, funktional oder anderswie zuzuspitzen.

Anmerkungen:

- 1) Niklas Luhmann: *Macht*, Stuttgart: Enke 1975, 64.
- 2) Nicht untypisch die aus dem Ruder gelaufenen Krawall-Spiralen auf dem G-20-Gipfel (Juli 2017) in Hamburg.
- 3) A. a. O., 92; 102 f.
- 4) Und somit ihre überlieferte Raison verfehlt, gleichermaßen sozialer Attaraktor und Aufhalter politik-inhärenter Tendenzen zur Entscheidungsschwäche zu sein.

5) Man denke an die zunehmend ausgelebte Aggressivität gegen Polizisten („Bullenschweine“) beziehungsweise (vgl. *Deutsche Ärztezeitung* 35/ 36 (2018), S. 1275) die um sich greifenden Angriffe auf Rettungskräfte (Ärzte/ Feuerwehrleute/ Vertreter von Sozialbehörden etc.) im Einsatz.

6) Peter Andreas: *Illicit Globalization*, *Political Science Quarterly*, 126/ Nr. 3 (2011), 403 ff.

7) Die Debatte um Invektivität - ein neuer Modebegriff -, der sich mit der steigenden Unverträglichkeit und entsprechenden Gereiztheiten im Sozialverkehr beschäftigt, demonstriert zugleich, dass der sich ausbreitende Wunsch nach Inklusion als Abkehr von universellen Zugehörigkeitsansprüchen, nicht nur die öffentliche Diversität gefährdet, sondern diese selbst wegen Überforderung neurotisch werden lässt.

8) Dazu neigt die Gewaltforschung, die somit die Funktions-Differenzen (Sozialverhältnissgewalt; Änderungsgewalt; Rettungsgewalt; Repression; Überwältigung; Gewaltlust etc.) dieser Handlungsweise verfehlt: Sie misstraut politischen beziehungsweise ideologischen Verortungen und setzt stattdessen auf ‚dichte Beschreibungen‘ oder ‚teilnehmende Beobachtung‘, um den Vorgängen selbst ihren Sinn ablauschen zu können, was ohne gesellschaftstheoretische Bezüge so oder so in identification fallacies führt.

9) Die gibt es auch, man denke an den - nicht nur militärischen - Rettungszwang, der indes eine Reaktion auf unheilvolle Situationen darstellt. Oder an den Rechtszwang, den die Polizei legaliter und damit im Sinne eines anderen, eines eingehegten Gewaltbegriffs ausübt.

10) Seit Henri Tajfel empirisch nachgewiesen ebenso wie von Carl Schmitt (Freund-Feind-Logik) oder Max Horkheimer (Mitgehangen-Mitgefangen-Zwänge) unter die gleichsam fundamentalontologische prudentia sese conservandi rubriziert.

11) Dazu Mary Douglas: *How Institutions think*, Syracuse, New York: Syracuse UP 1986, 4.

12) Vgl. Nicole Gnesotto: *En Europe, le besoin d'autorité l' emporte sur celui de liberté*, *Le Figaro* vom 8. 9. 2018, 20.

13) *Die Regierung der Freiheit*, Frankfurt am Main: Suhr-kamp 2003, 156.

14) Wenn sie diese auch auf Trapp halten, egal, wohin die Reise geht.

15) Honoré de Balzac: *La maison Nucingen* (1838), Paris: Albin Michel (1939), 4.

16) *Die Akkumulation des Kapitals*, Berlin: Vorwärts 1913, 291.

17) Dazu Étienne Balibar: *Violence et civilité*, Paris: Galilée 2010, 201 ff.

18) Zum Bedeutungswandel von ‚Gewalt‘ vgl. *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, Tl. 65/ 1. Section, Leipzig: Brockhaus 1857: 304 ff.; K.-G. Faber u. a.: *Macht und Gewalt*, in Otto Brunner u. a. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 3, Stuttgart: Klett-Cotta 1982, S. 817 ff.; Kurt Röttgers: *Gewalt*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Hg. J. Ritter, Bd. 3, Basel/ Stuttgart: Schwabe 1974, S. 561 ff.

19) Das kann Fehlverhalten auf Seiten der Ordnungshüter fördern, etwa indem man sich in einen globalen Feldzug gegen den Wut-Islam verwickelt wähnt, was Sicherheitshysterien schürt, obschon es um Polizeiarbeit zur Abwehr religiös-politisch Irregeleiteter geht, vgl. Joseba Zulaika: *Terrorism - The self-fulfilling prophecy*, Chicago/ London: Chicago UP 2009.

20) Nach 1348 löste die für England erste Welle der Pest einen akuten Mangel an Arbeitskräften aus. Das Parlament erließ Lohn- und Arbeitsgesetze. So sah sich der Bruch eines ‚Beschäftigungs-Vertrages‘, den alle gemeinen Leistungsfähigen unter sechzig Jahren eingehen mussten, mit Gefängnis bedroht. Wer sich wiederholt verweigerte, wurde coram publico mit einem F (Falsity) auf der Stirn gebrandmarkt. In ihrer Brutalität glichen diese Maßnahmen dem wenig später eingeführten und Jahrhunderte lang geübten impressment service (Zwangsrekrutierung), der mit Hilfe von rechtsbefreiten Methoden zur willkürlichen Rekrutierung - auch auf hoher See und gegenüber nichtenglischen Schiffen - die Marine mit Besatzungen zu versorgen hatte, was nicht zuletzt 1812 zum Krieg mit den jungen USA führte.

21) Vgl. Décret Nr. 503 (24. 6. 1848) - par lequel l'Assemblée nationale se maintient en permanence, met Paris en état de siège, et délègue les Pouvoirs exécutifs au Général Cavaignac, *Bulletin des lois de la République Française*, 10. série, 2e partie, Band 1, Paris: Imprimerie nationale 1848, 569.

22) Vgl. Pankaj Mishra: *Das Zeitalter des Zorns. Eine Geschichte der Gegenwart*, Frankfurt am Main: S. Fischer 2017.

23) Das war nicht nur nach dem Commune-Debakel (1870/ 1871), sondern noch während der Épuration ab 1944 greifbar, wiewohl mit vertauschten Rollen, stammten die Pétainisten doch aus dem Bürgertum. Selbst die Singularität der französischen Sozialisten (PS), sprich die zähe Verweigerung der Deradikalisierung, wie sich noch 2012 erwies, speist sich aus dieser Tradition. Man benötigt bis zur Selbstaufgabe - wie bei den Wahlen 2017 - die Diabolisierung des Bürgerlichen respektive der Wirtschaftsmoderne, um sich zu profilieren, selbst wenn man längst zum Etablierten zählt.



Sven Papcke, geb. 1939, Soziologe. Zuletzt war Papcke Professor am Institut für Soziologie der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster.
Arbeitsschwerpunkte: Soziale Ideengeschichte, Politische Soziologie, Europäische Bewegungen, Geschichte der Soziologie.

Klimapolitik

- ein neuer Baustein für die Legitimität politischer Ordnung?

von Dieter Senghaas



Karikatur von Gerhard Mester zum Klimawandel. Solarenergie-Förderverein Deutschland e.V., wikimedia commons

Ist der derzeit beobachtbare Klimawandel die größte Herausforderung für die Menschheit in den kommenden Jahrzehnten? Darüber findet auf lokaler, nationaler und globaler Ebene eine intensive, auch kontroverse Diskussion statt.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen wird in den meisten Analysen eine katastrophenträchtige Entwicklung prognostiziert, sollten gezielte klimapolitische Maßnahmen dem fatalen Trend nicht erfolgreich entgegenwirken. Gerade auch in den demokratischen Rechtsstaaten westlicher Prägung stellt sich diese Problematik: Untergräbt eine für mangelhaft wahrgenommene Klimapolitik die Legitimität dieser politischen Ordnung? Oder wird eine erkennbar konstruktiv eingreifende, breitenwirksame Klimapolitik angesichts ihrer gesamtgesellschaftlichen Relevanz zu einem weiteren Baustein für den erneut als insgesamt legitim erachteten demokratischen Rechtsstaat?

Solche die moderne westliche politische Ordnung legitimierenden Bausteine haben eine lange Vorgeschichte. Sechs von ihnen sind analytisch hervorzuheben:

Die Auseinandersetzungen über das heute in aller Regel allgemein akzeptierte Gewaltmonopol des Staates (1) reicht weit bis in das frühe Mittelalter zurück: Es ging zunächst um die Abwehr quasi-absolutistischer Bestrebungen einzelner Feudalherren (s. Magna Carta 1215), um schließlich im Laufe der Neuzeit via erfolgreicher absolutistischer Bestrebungen zur Herausbildung des modernen Staates zu führen. Die Kontrolle des Gewaltmonopols vermittels rechtsstaatlicher Prinzipien wie Gewaltenteilung (2) war dann das Ergebnis der langwierigen Auseinandersetzung insbesondere zwischen dem sich herausbildendem Bürgertum und der alten Feudalklasse. Die in westlichen Gesellschaften seit dem 18. und 19. Jahrhundert beobachtbare soziale Mobilisierung der Gesellschaft (Entbäuerlichung, Verstädterung, Politisierung der Gesellschaft) führte zu vielfältigen sozialen Gruppierungen mit unterschiedlichen Interessen und Identitäten, somit zu sozialen Interdependenzen samt leidlicher Affektkontrolle der Bürger innerhalb und zwischen sozialen Schichten (3), auch zu einer nachhaltigen Forderung nach demokratischer Teilnahme (4) auf der Grundlage eines allgemein gültigen Wahlrechts sowie der Freiheit, politische Organisationen zu gründen. Die gleichzeitig stattfindende kapitalistische Entwicklung mündete mehr oder weniger in sozialer Ungleichheit, was die Forderung nach sozialer Teilhabe (5) und somit einer leidlich gerecht organisierten Gesellschaft hervorrief. Auf diesem vielschichtigen Hintergrund Politik zivilisiert, also ohne Androhung oder Einsatz von Gewalt zu betreiben, führte zur Herausbildung einer politischen Kultur konstruktiver Konfliktbearbeitung (6). Andere politische Streitfragen (Bildung, Infrastruktur u.a.) konnten dann

in solcher Konstellation („zivilisatorisches Hexagon,“) routinemäßig kontrovers bearbeitet werden, ohne dass in aller Regel die politische Ordnung infrage gestellt wurde; ihre Legitimität wurde darüber eher sogar untermauert.

Ob die derzeitige Auseinandersetzung über den sich zuspitzenden Klimawandel eine grundlegende Problematik für die Legitimität der überkommenen politischen Ordnung des demokratischen Rechtsstaates wird oder auch nicht, darüber lässt sich eine sichere Prognose nicht formulieren. Wird Klimapolitik nur fassadenhaft und also nicht strategisch gezielt und mit erkennbarem Erfolg betrieben, während der Klimawandel sich zuspitzt, so dürfte darüber die Legitimität eher unterminiert werden. Im gegenteiligen Fall gibt es eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit, dass eine Klimapolitik, die erkennbare positive Folgewirkungen zeitigt, zu einem weiteren und damit neuen siebten Baustein der politischen Ordnung werden könnte („zivilisatorisches Septagon“). Klimapolitik hätte dann einen hervorgehobenen Stellenwert vergleichbar mit der Sozialpolitik und den noch früheren Bausteinen der modernen politischen Ordnung. Natürlich würde es auch in diesem Falle weiterhin Kontroversen um die konkrete Ausgestaltung der Klimapolitik geben, aber diese Auseinandersetzungen wären nicht vergleichbar mit weniger gewichtigen Politikfeldern. Doch vergleichbar mit der Vorgeschichte der früheren Bausteine der politischen Ordnung wäre der einschlägige kollektive Lernprozess nicht ein Vorgang von wenigen Jahren, sondern von Jahrzehnten. Beschleunigt würde dieser jedoch, wenn die entsprechenden positiven Impulse von Seiten zivilgesellschaftlicher Organisationen und auch der politischen Parteien sich akzentuieren und es zwischen politischen Gruppierungen gewissermaßen zu einem politischen Wettlauf um angemessene Eingriffe zur Verhinderung des Klimawandels kommen

Globalisierung hat nicht nur Gewinner, sondern auch Verlierer, die eigentlich sozial abgefedert werden müssten, soll das überkommene politische System weiterhin breitenwirksam akzeptiert werden.

würde. Ein in vielen gesellschaftlichen Gruppierungen verankertes „Fridays for Future“, langfristig und nachhaltig präsent, wäre natürlich hierbei hilfreich.

Dieser denkbaren und prinzipiell keineswegs unwahrscheinlichen Entwicklung könnten jedoch derzeit politische Prozesse entgegenwirken, so dass es nicht nur nicht zur Herausbildung eines neuen Bausteins käme, sondern die überkommene Struktur der politischen Ordnung insgesamt nachdrücklich gefährdet würde. Die Sachlage ist bekannt und wird viel diskutiert: Globalisierung hat nicht nur Gewinner, sondern auch Verlierer, die eigentlich sozial abgefedert werden müssten, soll das überkommene politische System weiterhin breitenwirksam akzeptiert werden. Bleiben diesbezügliche Bemühungen aus oder werden sie von den betroffenen Bürgern als unzureichend empfunden, so besteht die Gefahr, dass nicht nur eine mangelhafte Sozialpolitik kritisiert, sondern die politische Ordnung, in der solche Missstände geduldet werden, insgesamt als unfair eingestuft würde.

Eine weitere Problematik, die zu einer partiellen Delegitimierung der rechtsstaatlich-demokratischen Ordnung beiträgt, ist, was man in EU-Europa als technokratielastige „Brüsselisierung“ bezeichnen könnte: die geographisch-institutionelle Entgrenzung politischer Prozesse ohne demokratischen Unterbau jenseits der jeweiligen nationalen Grenzen. Auch die Nichtbewältigung politischer Probleme auf trans- bzw.

supranationaler Ebene (Beseitigung von Steueroasen, Regulation der Finanzmärkte, europäische Sozialstandards u.a.) unterminiert eine potentiell positive Einstellung zur überkommenen politischen Ordnung und schafft ggfs. zusammen mit der zuvor genannten Problemlage Impulse für populistische Bewegungen und für Ordnungsstrukturen wie „illiberale Demokratie“ à la Vise-grad-Staaten.

Welche Klimapolitik in der Welt jenseits westlicher Staaten betrieben wird, hat natürlich auch Folgewirkungen hier vor Ort. Klima als Gemeingut auf Weltebene ist eine globale Herausforderung und bedarf vielfältiger Impulse auch auf dieser Ebene. Vorstellbar ist, dass eine in westlichen Staaten und auch hierzulande im oben genannte Sinne erfolgreich inszenierte Klimapolitik andernorts analoge Impulse freisetzt und somit der internationalen Klimadiplomatie einen handfest-substantiellen Unterbau vermitteln könnte - angesichts einer dramatisch zerklüfteten Welt nur ein Hoffnungsschimmer? Initiativen in dieser Richtung sind aller Mühe wert, auch als Rückversicherung für die erforderlichen Aktivitäten einer zielgerichteten Klimapolitik im eigenen nationalen und kontinentalen Umfeld und somit auch als überfälliger Beitrag zur potentiellen Relegitimierung einer durchaus bewährten, aber derzeit gefährdeten politischen Ordnung.

Dieter Senghaas, deutscher Sozialwissenschaftler und Friedensforscher. Von 1978 bis 2005 war er Professor an der Universität Bremen. Seit 2006 ist er am Institut für interkulturelle und internationale Studien (InIIS) als Senior Fellow tätig. Senghaas ist Träger zahlreicher Auszeichnungen, u.a. des Göttinger Friedenspreises der Dr. Roland Röhl-Stiftung, des Bremer Kultur- und Friedenspreises der Villa Ichon und des Leopold Kohr Preises des österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung.

Die Bitte um Al

Betteln als soziale Interaktion

von Ulrich Steuten



Er hockt vor dem Supermarkt, dort wo überdacht die Einkaufsantriebe an die Seitenwand gelehnt, hält er einen kleinen Pappbecher. Sein Blick ist zu Boden gerichtet. Alle Kunden, die einen Einkaufswagen holen, zweimal, beim Holen und beim Zurückbringen des Wagens, Die wenigsten geben ihm Geld, die meisten ignorieren ihn. Er sitzt auf dem Platz, lässt den Becher, auch wenn sich einige Münzen darin befinden.

Almosen



**Kaufswagen stehen. Den Rücken
her in der ausgestreckten Hand.
Einkaufswagen nehmen, müssen
s, an seinem Platz vorbeigehen.
n. Manchmal verlässt er seinen
arin befinden, aber zurück.**

Der Leiter des Supermarktes ist über seine Anwesenheit nicht erfreut. Mehrere Kunden haben sich schon beschwert, sagt er. Sie wollen, dass der Mann verschwinde. Eine Organisation, die Mafia, stecke dahinter, er werde gezwungen, dort zu sitzen, das eingenommene Geld müsse er wieder abgeben. Mehrmals habe er schon Hausverbot erhalten, komme aber immer wieder.

Überleben in Armut

Was dieser Mann tut, hat es zu allen Zeiten und in fast allen Gesellschaften gegeben - und gibt es bis heute. Öffentliches Betteln oder die Selbstversorgung durch Almosen ist eine bei Armen weit verbreitete Praktik, ihre existenziellen Bedürfnisse zu befriedigen und damit ihr Überleben zu sichern. Auch dort, wo Betteln in der Öffentlichkeit unerwünscht oder verboten ist, geschieht es - in den Fußgängerzonen der Innenstädte, vor Kaufhäusern, Kirchen, an vielen touristisch attraktiven Orten ohnehin. Die Zahl der Bettelnden hat auch in Deutschland und in anderen Ländern in den letzten Jahren stark zugenommen (vgl. Caritasverband 2017, S. 5).

„Bettler – Mediant (Politische Ökonomie)“ lautete die Überschrift eines von Louis de Jaucourt verfassten Artikels in der von Denis Diderot und Jean le Rond d’Alembert ab 1751 herausgegebenen Encyclopédie. Laut de Jaucourt ist ein Bettler ein „Gewerbsmäßiger Taugenichts oder Landstreicher, der aus Faulheit & Verkommenheit um Almosen bettelt anstatt seinen Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen. Im Jahre 1614 trieben die bittere Armut auf dem Lande & der Luxus der Hauptstadt ein Heer von Bettlern nach Paris ...“. Der „Luxus der Hauptstadt“ – die Beschreibung deutet das enorme Wohlstandsgefälle zwischen dem (groß)städtischen und dem ländlichen Leben an. In den großen Städten waren die Grundbedürfnisse nach Nahrung, Kleidung und Wohnung weitgehend gesichert. Für „Vagabunden“ und „Landstreicher“,

„Tagelöhner“ und „gefallene“ Frauen ließ sich hier mit etwas Glück und Geschick ein wenig vom Überfluss der Reichen ergattern. Betteln ist bis heute ein städtisches Phänomen.

In den Städten fanden sich auch die Orte der Barmherzigkeit, die Kirchen und Klöster. In seiner „Geschichte der Armut“, in der der Kulturhistoriker Bronislaw Geremek Formen des Mitleids, der Wohltätigkeit und der Fürsorge gegenüber den Armen analysiert, verweist er insbesondere auf die Rolle der Klöster. Während des gesamten Mittelalters sahen sie die Versorgung von bedürftigen und bettelnden Menschen als eine ihrer christlichen Aufgaben an. Wo die Ordensregeln die Verpflegung der Armen vorsahen, wurden an bestimmten Festtagen oder in regelmäßigen Abständen Brot oder Speisen für Tausende Bedürftige ausgegeben. So versorgte die Florentiner Bruderschaft Orsanmichele angeblich sechs- bis siebentausend Arme dreis- bis viermal wöchentlich (Geremek 1988, S. 51 f.).

Ab dem 13. Jahrhundert entstanden christliche Ordensgemeinschaften, die ein Leben in Armut favorisierten. Diese Armutsorden, mitunter auch missverständlich als Bettel- oder Medikanten-Orden bezeichnet, bestritten ihren Lebensunterhalt durch Arbeit, das Einwerben von Schenkungen und Betteln. Auch sie gründeten in den Städten Klöster und Spitäler, wo sie sich in caritativer Weise für die Armen engagierten. Über die zunehmende Armenversorgung in den Spitälern entwickelte sich ab dem 14. Jahrhundert die Idee und in der Folge die Praxis der weltlichen Fürsorge. Sie ging in den folgenden Jahrhunderten mit einer zunehmenden Kontrolle, Registrierung, Disziplinierung und Drangsalierung der Vagabunden und Bettler einher. Kirchliche Hilfeeinrichtungen und -leistungen für Bedürftige, Bettler, „Vagabunden“ und „Sandler“ durch Klöster oder Orden haben sich bis heute erhalten. So verweist

der österreichische Randgruppen-Forscher Roland Girtler (1995, S. 54) in seiner Darstellung der „Vagabunden der Großstadt“ auf gegenwärtig noch bestehende „Klöster und andere fromme Institutionen“ in „Wien und anderen Großstädten“, wo „an obdachlose Nichtseßhafte kostenlose Speisen, darunter die sogenannte ‚Klostertsuppe‘ ausgegeben werden“.

Der Fürsorge für die bettelnden Armen stehen jedoch mit Beginn der Industrialisierung verstärkt einsetzende politisch-administrative Maßnahmen der Sanktionierung von bettelnden und umherziehenden Menschen entgegen. Ihren stärksten Gegensatz zur Mildtätigkeit der Klöster bildet die Einrichtung von Arbeitshäusern. Sie zielt darauf ab, „der Bettelplage durch eine Kombination aus materieller Versorgung und zwangsförmiger Anleitung zur Arbeit endlich Herr zu werden“ (Althammer 2017, S. 250). Vagabunden, Bettler und andere „gemeinlästige Menschen“ sollen in den „Arbeitsanstalten“ oder „Bettlerdepots“ diszipliniert, gebessert und somit zu nützlichen Mitglieder der Gesellschaft gemacht werden. Bei einer Befragung der Universität Bielefeld stimmten 2011 in Deutschland 35,4 % der Befragten der Aussage zu „Bettelnde Obdachlose sollten aus den Fußgängerzonen entfernt werden“ (Universität Bielefeld 2011, S. 19).

Betteln heute

Wo man heute auf den Plätzen der Innenstädte oder vor Kirchen auf bettelnde Menschen trifft, sieht man sie meist allein, manchmal auch mit einem Kind oder einem Hund schweigend auf dem Boden sitzend. Manche versuchen, mit einem vor sich liegenden Schild mit Aufschriften wie „Habe Hunger!“, „Bin arbeitslos“, „Habe keine Wohnung“ ihre prekäre Situation zu verdeutlichen. Andere stellen ostentativ Verletzungen, Verkrüppelungen oder Amputationen zur Schau. Sie betteln meist um Geld, mitunter

Auch wenn oft nur wenige rudimentäre Handlungselemente beobachtbar sind, entsteht eine soziale Beziehung zwischen dem Gebenden und Nehmenden.

auch um Lebensmittel oder Zigaretten. Ihre Körpersprache, ihre Attribute, ihre gesamte Erscheinung ist jeweils als eine „Chiffre der Not und ein(en) Appell um Hilfe“ (Althammer 2017, S. 71) zu lesen.

Die Formen des Bettelns sind vielfältig. Neben der stummen, passiven Zurschaustellung der Mittellosigkeit und Bedürftigkeit existieren auch moderate sowie offensiv-fordernde Vorgehensweisen. Aufdringliches oder aggressives Betteln geschieht, wenn Passanten festgehalten, forsch angesprochen werden („Haste mal ´nen Euro?“) oder gar bedrängt werden. Während die so genannten „stillen“ Formen des Bettelns in Deutschland nicht mehr strafbar sind, kann aggressives Betteln wie auch betrügerisches Betteln, etwa das Vortäuschen von Blind- oder Taubheit, strafrechtlich verfolgt werden. Kommunen haben darüber hinaus das Recht, bestimmte Arten des Bettelns, beispielsweise das Betteln von oder mit Kindern, zu verbieten. Der von Haus zu Haus ziehende Bettler ist in den modernen Großstädten verschwunden.

Betteln und Geben als soziale Interaktion

Soziologisch betrachtet ist Betteln eine Form des sozialen Handelns. Max Weber verstand darunter ein „Handeln (...), welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“ (Weber 1978, S. 9). Es schließt ein Unterlassen und ein Dulden ein.

Auch wenn – insbesondere beim stillen Betteln – oft nur wenige rudi-

mentäre Handlungselemente beobachtbar sind, entsteht eine soziale Beziehung zwischen dem Gebenden und Nehmenden. Bereits die Situierung und Inszenierung des Bettelnden im öffentlichen Raum beinhaltet einen stummen Appell an die Barmherzigkeit potentieller Spender. Gestik und Mimik des stillen Bettlers sind absichtlich zurückgenommen, sein Körper wird durch eine sitzende, hockende, kniende oder gebeugte Haltung verkleinert präsentiert und bedeutet Unterordnung. Stilles Betteln vermeidet neben der verbalen Ansprache häufig auch den Blickkontakt mit den Gebenden. Eine ausgestreckte Hand, ein Hut oder Teller signalisiert die Bitte um eine „milde Gabe“.

Die Selbstinszenierung, speziell die Körpersprache des Bettelnden, verweist durch ihre Passivität zum einen auf seine anscheinende Unfähigkeit, aus eigener Kraft hinreichend für sich selbst zu sorgen und damit zum anderen auf seine dringende Bedürftigkeit. Des Weiteren lässt sie erkennen, dass auch im Falle einer Gabe keinerlei Anspruch auf eine weiterführende Interaktion beabsichtigt sei, die soziale Beziehung mit dem Akt des Gebens also beendet sei. Das soziale Handeln ist hier von Beginn an durch eine allen Akteuren bewusste Asymmetrie bestimmt. Die Interaktion bleibt anonym, flüchtig, auf eine ritualisierte Form reduziert, die soziale Beziehung ist im wahrsten Sinne des Wortes eine „ganz vorübergehenden Charakters“ (Weber 1978, S. 38).

Offensive Formen des Bettelns sind dagegen deutlich als soziale Interaktionen zu erkennen. Sie erfolgen in der Regel unmittelbar, mit direkter Ansprache, mitunter expressiv und distanzlos, eventuell mit Körperkontakt. Der Bettelnde geht hier davon aus, „ein Recht auf die Gabe zu haben“ (Simmel 1992, S. 513). Sein Verhalten ist von einer anderen Strategie bestimmt: Appelliert der stille Bettler an das Mitleid der Passanten, provoziert der expressiv

Beim offensiven Betteln geht der Bettelnde davon aus, ein Recht auf die Gabe zu haben.

Bettelnde mitunter eine kumpelhafte, als selbstverständlich zu akzeptierende Solidarität mit ihm und seiner Lage. Sie kann auch mit einer gewissen Nachdrücklichkeit oder sogar Einschüchterung des Angesprochenen einhergehen. Während Ersterer eine Gabe erbittet, wird sie von Letzterem quasi als rechtens eingefordert.

Die Gabe

„Man soll die Bettler abschaffen: denn man ärgert sich, ihnen zu geben, und ärgert sich, ihnen nicht zu geben“, notierte Friedrich Nietzsche als Aphorismus 185 in seiner 1881 veröffentlichten Abhandlung „Morgenröte“. Diese Empfindung – den Bettlern sowie den eigenen Gefühlen ihnen gegenüber – ist auch heute noch verbreitet.

In der Tat provozieren öffentlich bettelnde Menschen eine Entscheidung, die meist mit einem Unbehagen verbunden ist. Die nicht gleichgültigen Passanten drängt die stumme Aufforderung des Bettlers in das von Nietzsche pointiert formulierte emotionale Dilemma: Gibt man nicht, hat man sich mit dem (Selbst-)Vorwurf auseinanderzusetzen, herzlos, geizig oder unsozial zu sein. Gibt man, so kann das in mehrerlei Weise Verärgerung zur Folge haben. Zum einen erlebt man, was man vielleicht ohnehin bereits geahnt hat, dass vom Bettler keine Gegengabe, möglicherweise nicht mal ein Zeichen des Dankes erwidert wird. Zum zweiten kann man sich fragen, ob man mit seiner Gabe der Lebensweise des Bettelnden, die gewöhnlich mit Trägheit, mangelnder Motivation, Verantwortungslosigkeit und eventuellem Drogenkonsum assoziiert wird, weiter Vorschub leistet, also an der Verstärkung seiner sozialen Lage durch seine Gabe quasi noch mitwirkt.

Letztlich erlangen die Gebenden auch keine Gewissheit darüber, ob sie auf einen seine existenzielle Armut nur vortäuschenden Betrüger hereingefallen sind. Denn den Bettler charakterisiert bis in die heutige Zeit auch der „auf Täuschung berechnete Schein einer nicht oder nicht in der Art oder nicht in dem Umfang vorhandenen Bedürftigkeit“ (Münsterberg, zit. bei Althammer 2017, S. 77). Vermutlich nicht zuletzt deshalb hat der Caritasverband der Stadt Köln 2017 einen „Leitfaden für den Umgang mit Bettlern und Armut“ veröffentlicht.

Gleichwohl beinhaltet die Gabe an den Bettler auch einen reziproken Aspekt: Der Gebende erhält „das befriedigende Gefühl, Gutes zu tun“ (Althammer 2017, S. 73) und kann sich als der höher Stehende präsentieren (vgl. Mauss 2013, S. 170). Denn die den Bettelnden gegebene Gabe galt lange als eine besondere. Es ist das Almosen, das bis heute eine herausgehobene Stellung unter den Gaben einnimmt. Schon vor fast hundert Jahren verstand der Ethnologe Marcel Mauss darunter das „Produkt eines moralischen Begriffs der Gabe und des Reichtums einerseits und des Begriffs des Opfers andererseits“. Das Almosen geht zurück auf „die alte Moral der zum Gerechtigkeitsprinzip gewordenen Gabe; Götter wie Geister billigen es, dass Anteile, die man ihnen gab und die bei nutzlosen Opferungen zerstört wurden, den Armen und Kindern zugutekommen“ (Mauss 2013, S. 47).

Die Gebenden der postmodernen Welt mag es trösten: Das Almosen verlangt keine Gegengabe.

Literatur

Althammer, Beate (2017), *Vagabunden. Eine Geschichte von Armut, Bettel und Mobilität im Zeitalter der Industrialisierung (1815-1933)*. Essen: Klartext.
Caritasverband für die Stadt Köln e.V. u.a. (Hrsg.) (2017), *Arm in Köln. Caritas-Leitfaden für einen Umgang mit Betteln und Armut*.
Geremek, Bronislaw (1988), *Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa*.

München und Zürich: Artemis.

De Jaucourt, Louis (2001), *Bettler – Mediant (Politische Ökonomie)*. In: Selg, Anette/Wieland, Rainer (Hrsg.): *Die Welt der Encyclopédie*. Frankfurt am Main: Eichborn, S. 32.

Girtler, Roland (1995), *Randkulturen. Theorie der Unanständigkeit*. Wien. Köln. Weimar: Böhlau Verlag.

Maus, Marcel (2013, erstmals 1925), *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Nietzsche, Friedrich (1980, erstmals 1881), *Morgenröte. Gedanken über moralische Vorurteile*. München: Goldmann.

Simmel, Georg (1992, erstmals 1908), *Der Arme. Exkurs über die Negativität kollektiver Verhaltensweisen*. In: Rammstedt, Otthein (Hrsg.): *Soziologie. Untersuchung über die Form der Vergesellschaftung. Band 11*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 512-555.

Universität Bielefeld, *Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung* (Hrsg.) (2011): *Deutsche Zustände. Das entscherte Jahrzehnt. Presseinformation zur Präsentation der Langzeituntersuchung Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit*. Berlin.

Weber, Max (1978), *Soziologische Grundbegriffe*. Tübingen: UTB.



Ulrich Steuten, Dr. phil., Fachbereichsleiter für Politische Bildung an der VHS Moers, Studium der Pädagogik, Soziologie und Philosophie an der Universität Köln und FU Berlin, Promotion in Soziologie an der Universität Duisburg-Essen, Lehraufträge an verschiedenen Universitäten, Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Migration, Religion, Soziologie des Alltags.

Im Auge des Betrachters

von Heiner Meulemann



Bild: Stefan Bayer, pixelio.de

„Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Mit diesem Sprichwort reagiert man im Alltag gerne auf Leute, die die Schuld für ihr Unglück vor allem bei anderen suchen. Suche auch bei dir selber! Rechnen die Menschen tatsächlich den Erfolg sich selber und den Misserfolg den Umständen zu? Und wenn, werden sie im Laufe des Lebens belehrt, in beiden Fällen die Ursache weniger bei sich als in der Umwelt zu sehen?

Das Institut für Demoskopie Allensbach hat zwischen 1997 und 2017 rund zwanzig Mal deutsche Bevölkerungsquerschnitte vor diese Wahl gestellt: *„Zwei Männer/Frauen unterhalten sich über das Leben. Der/die erste sagt: Jeder ist seines Glückes Schmied. Der/die zweite sagt: Die einen sind oben, die anderen unten. Wer von beiden hat eher recht?“*

Die erste Vorgabe spricht zwar von Glück, ohne es auf soziale Verhältnisse einzuschränken; aber die zweite Vorgabe spitzt die Wahl auf die Erklärung sozialer Ungleichheit durch die Person oder die Gesellschaft zu. Löst man auch die zweite Vorgabe aus dem Bezug auf Oben und Unten und versteht sie allgemein in dem Sinn „Die einen haben Glück, die anderen Unglück“, so liegt die Wahl einer Erklärung des Lebenserfolgs zwischen der Person oder der Umwelt.

Mit geringfügigen Schwankungen entscheiden sich zwischen 1997 und 2017 rund 50 % der Deutschen für die erste und rund 35 % für die zweite Vorgabe (Petersen 2017: 13). Etwa die Hälfte der Deutschen sehen den Einzelnen als Quelle sozialer Ungleichheit, etwa ein Drittel die Gesellschaft. Oder allgemeiner ausgedrückt: Etwa die Hälfte verbuchen Glück und Unglücke bei sich selber, etwa ein Drittel bei den Umständen. Die Mehrheit braucht nicht die Ermahnung des Sprichworts. Was immer Oben und Unten auseinander getrieben hat, nicht alle sehen die Gesellschaft als Ursache der Spaltung. Die Formulierung der Frage zwingt allerdings den Befragten eine weit gespannte Alternative auf und lässt offen, an welche Ursachen des Erfolgs oder Misserfolgs auf Seiten von Ich oder Umwelt sie gedacht haben. Auf was Menschen Erfolg oder Misserfolg zurückführen, behandelt die Sozialpsychologie. Sie unter-

Nicht alle sehen die Gesellschaft als Ursache der Spaltung.

scheidet auf der Seite des Ich – „internal“ – zwischen der gegebenen Fähigkeit und der veränderlichen Anstrengung; und auf der Seite der Umwelt – „external“ – zwischen der gegebenen Aufgabenschwierigkeit und dem veränderlichen Glück (Fischer & Wiswede 2009: 260-271); ist das ganze Leben die „Aufgabe“, dann liegt die „Schwierigkeit“ in den Chancen, die man hatte, und den Barrieren, die sich einem entgegen gestellt haben. Ob die Befragten sich unter „Ich“ eigene Leistungen oder Versäumnisse und unter „Umwelt“ Ungerechtigkeiten der Gesellschaft oder Zufälle des Lebens vorgestellt haben, lässt sich ermitteln, indem man ihnen diese vier Faktoren vorgibt und für jeden nach dem Gewicht für den Lebenserfolg fragt.

Die Formulierung der Frage lässt allerdings weiterhin offen, ob die Befragten bei ihrer Antwort an wissenschaftlich ermittelte und medial verbreitete soziale Tatsachen jenseits ihres persönlichen Horizonts oder an Erfahrungen aus ihrem Leben gedacht haben. Ob das eine oder das andere der Fall war, lässt sich ermitteln, indem man das Gewicht der vier Faktoren zwei Mal erfragt – zuerst im Blick auf die Gesellschaft, dann auf die eigene Lebensgeschichte.

Die Einschätzung des Gewichts der vier Faktoren im Leben wurde in einer Befragung von 3240 Gymnasiasten des 10. Schuljahres des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen 1969 erfragt (Meulemann 2017). Bezugspunkt war die Gesellschaft, nicht die eigene Person: *„In welchem Maße spielen die Faktoren (auf dieser Liste) ganz allgemein, also unabhängig von Ihnen persönlich, eine Rolle, um in der (damals noch so genannten) Höheren Schule Erfolg zu haben? Begabung; Fleiß; Familie, aus der man kommt; Glück.“*

„Familie, aus der man kommt“ erfasst Chancen und Barrieren am Start, also die „Aufgabenschwierigkeit“ des Erfolgs im weiteren Leben.

Die Gymnasiasten wurden gebeten, die vier Vorgaben auf einer Skala von „0 spielt keine Rolle“ bis „5 spielt eine große Rolle“ zu bewerten. Die Werte von Begabung und Fleiß wurden als „internal“ und die Werte von Herkunft und Glück als „external“ gemittelt. In dieser Erstbefragung lässt sich also prüfen, ob auch Gymnasiasten 1969 sich ihren Schulerfolg stärker internal als external erklären – so wie der Bevölkerungsquerschnitt 1997-2017 den Lebenserfolg.

1301 der ehemaligen Gymnasiasten wurden in drei *Wiederbefragungen* 1985, 1998 und 2010, also im 30., 43. und 56. Lebensjahr, über ihre Erfolgseinschätzungen erneut befragt. Die Frageeinleitung und die Antwortvorgaben waren wie 1969; lediglich die „Höhere Schule“ musste durch das „Leben“ ersetzt werden. Die Frage wurde zuerst mit Blick auf die Gesellschaft, genauer die *soziale Mobilität*, dann auf die eigene Lebensgeschichte, genauer den *persönlichen Berufserfolg*, gestellt. Die Einleitung der neuen Frage zum persönlichen Berufserfolg lautete: *„Und wie war das bei Ihnen selbst – welche Faktoren haben bei Ihnen persönlich eine Rolle gespielt?“* Wiederum wurden die Werte von Begabung und Fleiß als „internal“ und Werte von Herkunft und Glück als „external“ gemittelt.

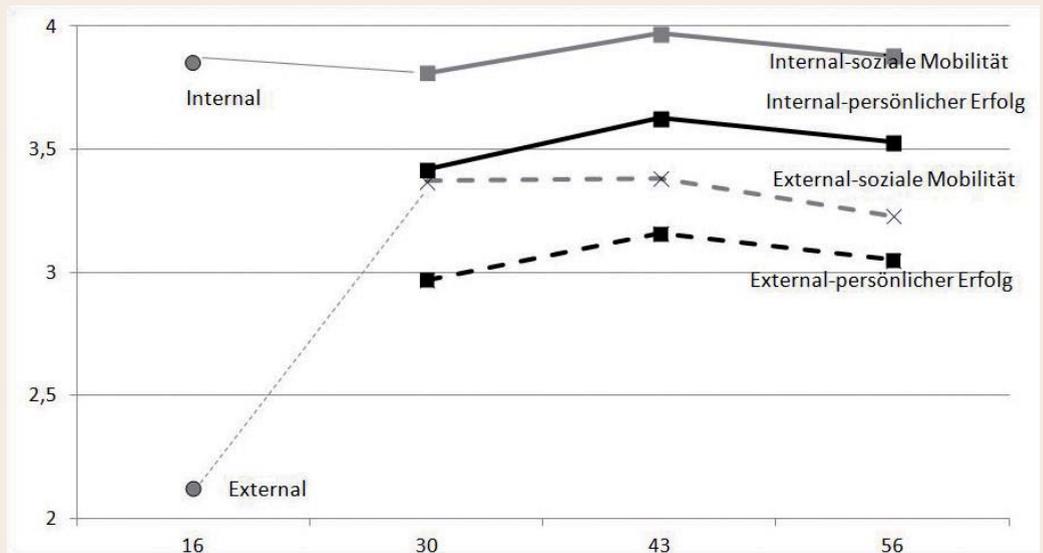
Die Wiederbefragungen erlauben es, mehrere Fragen zu prüfen. Halten die Gymnasiasten eine mutmaßliche Höherbewertung internaler Erfolgsfaktoren über vierzig Jahre durch oder belehrt sie das Leben, eine Vormacht externaler Erfolgsfaktoren anzuerkennen? Werden interne Erfolgsfaktoren eher mit Blick auf die Gesellschaft oder auf die eigene Lebensgeschichte höher gewichtet als externe? Ist die „naive“ Gesellschaftstheorie, die jeder mehr oder minder ausdrücklich aufbaut, den internalen Faktoren gewogener als die eigene Erfahrung? Geben die ehemaligen Gymnasiasten der Gesellschaft hier in der Theorie einen

Vorschuss, der in der Realität enttäuscht wird? Ist die Perspektive des Beobachters auf die Gesellschaft günstiger als der Rückblick auf die Lebensgeschichte? Die interne Zurechnung des Schulerfolgs im 16. Lebensjahr sowie des persönlichen Berufserfolgs und der sozialen Mobilität im 30., 43 und 56. Lebensjahr ist in der nebenstehenden Abbildung dargestellt.

Wie in den Allensbacher Bevölkerungsquerschnitten liegt hier in jedem Lebensalter und in jeder Sicht die interne vor der externen Erfolgserklärung; zwischen dem 30. und 56. Lebensjahr geht weder die interne Zurechnung zurück noch steigt die externe an. Der Vorsprung der internen vor der externen Erfolgserklärung ist im 16. Lebensjahr, wo es um die gesellschaftliche Erklärung des Schulerfolgs geht, sehr groß. Ab dem 30. Lebensjahr wird er aber deutlich kleiner - einerlei, ob es um den persönlichen Berufserfolg oder die soziale Mobilität geht. Offenbar zwingt der Übergang von der Schule ins Leben zur Anerkennung der Macht äußerer Kräfte. Ab dem 30. Lebensjahr wird weiterhin beiden Kräften, internen wie externen, ein stärkerer Einfluss auf die soziale Mobilität als auf den persönlichen Lebenserfolg beigemessen. Offenbar führt die Unmittelbarkeit der Erfahrung dazu, die eigene Lebensgeschichte zurückhaltender zu deuten als die Gesellschaft.

Jenseits dieser Feinheiten aber bleibt: Die ehemaligen Gymnasiasten machen sich eher selber als die Umwelt für ihren Lebenserfolg verantwortlich, und sie drehen diese Rangfolge nicht im Lauf des Lebens um. Sie glauben, im eigenen Leben das Heft in der Hand zu haben und sehen sich in einer Gesellschaft, die diesen

Ehemaligen Gymnasiasten machen sich selber eher als die Umwelt für ihren Lebenserfolg verantwortlich.



Glauben rechtfertigt. Ihre „naive“ Gesellschaftstheorie führt beruflichen Erfolg auf Personen, nicht auf die Gesellschaft zurück. „Jeder ist seines Glückes Schmied“ – das wird mehrheitlich und im Laufe des Lebens fast unerschütterlich geglaubt.

Ehemalige Gymnasiasten des 10. Schuljahres waren 1969, als noch kaum mehr als 5% des Altersjahrgangs den Übergang auf die „Höhere Schule“ geschafft hatten, eine privilegierte Gruppe. Sie haben mehr mitbekommen und konnten stärker auf sich selber bauen, also denkbare und erreichte Erfolge sich selber zuschreiben. Das erklärt einen Teil des Vorsprungs der internen vor den externen Zurechnungen - aber nicht alles. Vielleicht hängt die soziale Herkunft mit der internalen Zurechnung positiv und mit der externen negativ zusammen. Aber denkbare Erfolge wirken auch bei weniger Privilegierten als Anreiz – und erreichte, vielleicht gegen Widerstand durchgesetzte Erfolge erst recht. Das kann weiterhin nicht den Fortbestand dieses Vorsprungs über die Lebensspanne erklären. Denn die Privilegien am Start haben ja bereits bis zum 30. Lebensjahr gewirkt.

Trotz der sozialen Selektivität der Stichprobe können diese Wiederbefragungen, ebenso wie die Allensbacher Querschnittsbefragungen, die subjektive Seite der sozialen Ungleichheit näher beleuchten. Sie ist

immer im Spiel, aber wird von der sozialwissenschaftlichen Forschung zu wenig beachtet. Soziale Ungleichheit ist eine objektive Dimension einer Gesellschaft, die die Wissenschaft möglichst eindeutig misst, aber der Einzelne so oder anders erfährt. Er muss seine Position auf der Skala der Ungleichheit erklären; dazu baut er seine „naive“ Gesellschaftstheorie und zieht seine persönlichen Mobilitätserfahrungen heran. Weil die gleiche Position in verschiedenen Lebensläufen anders aussieht, müssen objektive Unterschiede noch keine Spaltungen sein. Unterschiede werden erst als Spaltungen bedrohlich, wenn sie von vielen Betroffenen äußeren Mächten zugeschrieben werden.

Weil das Urteil über die eigene Mobilitätsgeschichte wesentlicher Teil des Selbst eines jeden Individuums ist, sollte es in der Forschung zu sozialer Ungleichheit nicht übersprungen werden. Die Erfahrung von Auf- und Abstieg und ihre Wahrnehmung in der Gesellschaft – also die soziale Mobilität oder Offenheit einer Gesellschaft – bildet eine Brücke von der Sozialstruktur zum Handeln der Menschen. Ungleiche Verteilungen werden umso mehr erträglich, je mehr man sich zwischen ihnen bewegen kann. Das gilt für die Lebensgeschichte noch mehr als für die Generationsfolge. Denn die Bewegung wird hier unmittelbar, in der Generationenfolge aber nur in der Identifikation mit Kindern

erfahren. Die Soziologie und der gesunde Menschenverstand vermuten, dass Erfahrungen von Auf- und Abstieg das Legitimitätseinverständnis mit der Gesellschaft stärken oder schwächen. Aber die Betroffenen reflektieren Auf- und Abstieg und schreiben sie sich selber oder den Umständen zu. Die Vermutung liegt nahe, dass ein Aufstieg vor allem, wenn er sich selber zugeschrieben wird, das Einverständnis fördert und ein Abstieg vor allem, wenn er den Umständen zugeschrieben wird. Aber warum sollte nicht auch ein der Gesellschaft verdankter Aufstieg und ein als eigenes Versagen erkannter Abstieg das Einverständnis fördern? So oder so erfolgt die Ursachenzuweisung zwischen der Erfahrung der Ungleichheit und der Sicht der sozialen Welt. Deshalb hat sie einen Platz in der Ungleichheitsforschung.

Literatur

Fischer, Lorenz & Günter Wiswede, 2009. *Grundlagen Der Sozialpsychologie*. München: Oldenbourg

Meulemann, Heiner, 2017. *Bin ich meines Glückes Schmied? Die Kausalattribution des persönlichen Berufserfolgs und der sozialen Mobilität. Kapitel 5 in Klaus Birkelbach & Heiner Meulemann (Hg.). Lebensdeutung und Lebensplanung in der Lebensmitte. Vom Gymnasium bis zur Planung des Ruhestands*. Wiesbaden: Springer VS 2017.

Petersen, Thomas 2017. *Bildung „Freiheitsindex Deutschland“*. S. 10-30 in: John Stuart Mill Institut für Freiheitsforschung e. V. *Wie halten es die Deutschen mit der Freiheit? Institut für Demoskopie Allensbach*.



Heiner Meulemann, geb. 1944
1974-1994 Lehrtätigkeiten, Forschungsaufenthalte und Professuren in Duisburg, Frankfurt, Princeton, Eichstätt und Düsseldorf
1995-2013 Professor an der Universität zu Köln bis zur Emeritierung
2013 Vertretung einer Professur an der Universität Münster

Kleinerer Raum für Meinungsfreiheit?

von Frank Wolfram Wagner

Wie kommt es, dass in der BR Deutschland nach einer Meinungsumfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach es eine Mehrheit der Befragten so sieht, dass der Raum für Meinungsfreiheit kleiner wird? Folge davon ist, dass Themen zu Tabuzonen werden. Zwei Drittel der Befragten sind überzeugt, dass man sehr aufpassen muss, zu welchen Themen man sich äußert. (Köcher 2019, S. 12)

Der Sozialwissenschaftler Richard Albrecht macht in seinem Artikel: „Subjektive Sozialstrukturen“ (soziologie heute vom April 2019, S. 45) darauf aufmerksam, dass es in der Neu-BRD der Zehnerjahre „einen sozialstrukturellen Kern der da oben von etwa 5 % der Gesamtbevölkerung“ gäbe. „Die sogenannten öffentlichen Diskurse sind vorwiegend veröffentlichte Stimmungsbilder der oberen Gruppe.“ Aus Richard Albrechts Gedankengang ergibt sich nun, dass die deutsche Elite zumindest mitbestimmt hat, dass in den letzten Jahren an erster Stelle ein Diskurs über die Migration stand und dass gegenwärtig in Deutschland der Klimadiskurs an erster Stelle steht.

Der Soziologe Arnold Gehlen schreibt im Jahr 1956: „Der Mensch wird von jeder Institution zur „Sache“ gemacht, die man „berechnen“, die man aber im Vertrauen auf Kooperation auch „bauen“ kann.“ (Lipp 1968, S.67)

Werden öffentliche Diskurse gebaut?

Gehlen schreibt außerdem: „Die Stabilisierung der Faktenußenwelt bewirkt die „Feststellung“ der plastischen Antriebsstruktur des Menschen selbst, der Innerlichkeit des Menschen selbst.“ (ebd.)

Ich stelle die These auf, dass Greta aus Schweden die Faktenußenwelt des Klimadiskurses in der BR Deutschland stabilisiert hat. Das Meinungsbild der „oberen Gruppe“ könnte folglich dazu geführt haben, dass überhaupt öffentlichkeitswirksam für das Klima protestiert wurde, um auf dem Höhepunkt der Kampagne in der BRD Greta dann nach Hamburg einzuladen.

Wird durch Meinungsbilder die öffentliche Meinungsfreiheit kleiner?

Nicht unbedingt, allerdings, wenn Meinungsbilder andere Meinungen beschränken, dh., wenn diese aufgrund von Political Correctness nur noch gedacht, aber nicht mehr gesagt werden, dann schon. „Allen voran gehört das Flüchtlingsthema in der BR. Deutschland zu den heiklen Themen, bei denen man mit Äußerungen vorsichtig sein sollte.“ (Köcher 2019, S. 12)

Bei den Sozialdemokraten in Dänemark ist jetzt das Phänomen aufgetreten, dass die sozialdemokratische Parteivorsitzende Mette Fredrikssen den politischen Kurs in der Einwanderungs- und Sozialpolitik neu ausrichtete. Nach links in Fragen der Sozialpolitik und nach rechts in Fragen der Einwanderung. Die dänischen Sozialdemokraten wurden damit Anfang Juni stärkste Fraktion bei der dänischen Folketingwahl. Die Faktenußenwelt, der sich die dänischen Sozialdemokraten nicht verschlossen hatten, mag die programmatische Nachjustierung beflügelt haben.

Richard Albrechts Beobachtung bleibt richtig: „Die herrschenden Diskurse sind meist Diskurse der Herrschenden“ und auch die dänischen Sozialdemokraten änderten ihre Programmatik vor allem, um wieder zu den Herrschenden in Dänemark zu gehören.

Literatur:

Albrecht, Richard: „Subjektive Sozialstrukturen“ In: *Soziologie heute* Nr. 64, S. 45.

Lipp, Wolfgang: „Institution und Veranstaltung“, Berlin 1968.

Köcher, Renate: „Grenzen der Freiheit, In: *FAZ* Nr. 119 vom 23. Mai 2019, S. 12.

Geschichte der Mediationssoziologie beim Österreichischen Bundesheer

Teil 1 Die Einrichtung der Projektgruppe „Coaching, Mediation und Teamentwicklung“

von Oliver Jeschonek und Elvira Hauska

Mediation strebt nach Win-Win-Situationen, die soziologisch betrachtet durch soziale Interaktionen entstehen – können. Sowohl die konkrete Handlung einer Geschichte, als auch deren soziologische Orientierung wird jedoch in der Regel durch einzelne Menschen bestimmt.

Der Erste, der Oliver Jeschonek dazu einfällt, ist Brigadier Friedrich Steiner. Gemeinsam mit dem leitenden Psychologen des Streitkräfteführungskommandos, Bernhard Penz, stellte er im Zuge einer Teamtrainerfortbildung die Idee der Projektgruppe „Coaching, Mediation und Teamentwicklung“ vor. Im Sinne einer Referenzpersönlichkeit war Friedrich Steiner als „point of contact“ im zuständigen Ministerium eine zentrale Anlaufstelle, der vor allem von den Möglichkeiten einer solchen Gruppe begeistert war. Andererseits war er als Teamleiter und Mitarbeiter der Gruppe ein maßgeblicher Multiplikator und hatte zusätzlich die entsprechenden Netzwerke und das erforderliche Verwaltungs-Know-how. Oliver Jeschonek war damals Berufssoldat und einer von rund 100 Teamtrainer-inn-en, als er im Jahr 2009 eines der Teammitglieder der neuen, durch den damaligen Generalstabschef Edmund Entacher bewilligten Projektgruppe wurde.



Organisatorische Einbindung der Projektgruppe ‚Coaching, Mediation und Teamentwicklung‘ im Österreichischen Bundesheer bei ihrer Gründung

(Hauska, Jeschonek, Penz: Zusammenwirken von Mediation und Truppenpsychologie, S. 19, Sichere Arbeit, 2/2016)

Trotz vieler Prognosen, dass die Projektgruppe nicht mehr als zwei Jahre überleben würde, war das Ergebnis

der Arbeiten dieser Gruppe überaus erfolgreich. Mit dem Leitsatz zu Beginn der Aktivitäten „Unsere Freude

ist ansteckend“ wurde das Thema Mediation Bestandteil des Dialogs beim Österreichischen Bundesheer (ÖBH). Besonders in diesen Phasen spiegelte sich die Grundhaltung der Mediation, Win-Win anzustreben, ganz deutlich wieder.

Obwohl es am Anfang viele Vorbehalte und Widerstände gab, einen Mediator zu holen, wandelte sich diese Einstellung in vielen Organisationseinheiten des Österreichischen Bundesheeres im Laufe der Jahre gründlich. Beim Start des Projekts wurde sehr häufig der Wunsch geäußert, dass das Wirken der Gruppe als Moderation bezeichnet wird. Mit den Jahren und dem anhaltenden Bestreben, eine geplante bzw. durchgeführte Mediation auch als solche zu bezeichnen, änderte sich diese Einstellung. Die fortlaufenden Evaluierungen der Arbeit in unterschiedlichsten Dienststellen vom Ministerium bis zur Truppe traten immer mehr den Beweis an, dass die Einsatzfähigkeit dadurch gestärkt und vorgegebene Ziele eher erreicht werden können. Sowohl Zivilpersonen, als auch Soldaten bis hin zu Truppen im Auslandseinsatz waren Beteiligte in diesen Verfahren. Der Bekanntheitsgrad der Projektgruppe stieg stetig.

Als einen der wichtigsten Meilensteine in der Zeit betrachtet Oliver Jeschonek die IRIS-Preisverleihung im Jahr 2015 für gelebte Konfliktkultur im öffentlichen Bereich. Im Zusammenhang mit der Prämierung war es innerhalb und außerhalb des Teams möglich, die geleistete Arbeit abseits des sonst gängigen Beweis-

und Rechtfertigungsdruck einer großen Organisation zu reflektieren.

Leistungen der Projektgruppe (Zeitraum 2009 – 2015)

- 145 Teamtrainings (durchschnittlicher Zustimmungswert 88%)
- 121 follow up-Veranstaltungen zu den Teamtrainings (durchschnittlicher Zustimmungswert 84%)
- 268 Coachingsitzungen (durchschnittlicher Zustimmungswert 97%)
- 56 Mediationen (durchschnittlicher Zustimmungswert 90% - evaluiert unmittelbar nach der Mediation und seit 2011 im Zuge von follow up-Veranstaltungen) – (weitere wurden nicht erfasst)

Oliver Jeschonek ist überzeugt, dass es Mediationssoziologie beim Heer immer schon gegeben hat. Er begründet dies mit der unabdingbaren Notwendigkeit dieser Organisation, eine Lagebeurteilung vorzunehmen. Ohne Kenntnis von Verantwortlich-



Abb. 2. IRIS Preisverleihung, Graz 2015

keiten, Ressourcen, Krisenszenarien, etc. ist eine Einsatzorganisation kaum einsatzfähig. Die Orientierung, was im konkreten Fall Win-Win bedeutet, ist im jeweiligen Kontext

abzuleiten. Das kann eine wirkungsvolle Konfliktlösung sein oder ein Dialog zur Förderung von Kooperation bzw. Solidarität.

KÜNSTLICHE INTELLIGENZ

Wenn KI ein Geschlecht hätte, wäre sie männlich

von Oliver Wolff

Sie schlagen uns Restaurants vor, leiten uns durch den Verkehr und beantworten uns alltägliche Fragen: Digitale Sprachassistenten mit Künstlicher Intelligenz (KI) finden sich heute bereits in Autos, Handys oder Uhren. Auffallend ist: In den meisten Fällen sind die assistierenden Computer wie Siri, Alexa oder Google Assistant per Werkseinstellung mit weiblichen Stimmen ausgestattet. Um zu erfahren, ob die KI-Systeme allgemein als eher männlich oder eher weiblich wahrgenommen werden, hat die Gesellschaft für Informatik im Rahmen des Projektes „#KI50-Künstliche Intelligenz – gestern, heute, morgen“ im Wissenschaftsjahr 2019 das Allensbach-Institut mit einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage beauftragt.

Mit #KI50 will die GI in Anlehnung an ihr 50-jähriges Bestehen dazu anre-

gen, über die deutsche KI-Geschichte zu reflektieren, einen Blick nach vorne zu werfen und das Thema einer breiten Öffentlichkeit besser zugänglich machen.

KI wird sechsmal häufiger als männlich wahrgenommen

Zwar weist eine Mehrheit der Deutschen KI noch kein Geschlecht zu, rund ein Fünftel der Befragten nehmen KI-Maschinen aber als „eher männlich“ (19,3 %) wahr. Das sind fast sechsmal so viele Menschen, wie die, die KI als „eher weiblich“ (3,5 %) einordnen. Ein Ungleichgewicht, das sich durch die gesamte Bevölkerung zieht, egal ob alt oder jung, Mann oder Frau, Ost oder West. Lediglich eine Ausnahme zeigen die Daten: Bei Science-Fiction-Kennern liegt der Wert derjenigen, die KI als „eher weiblich“ einordnen mit 7,2 Prozent doppelt so hoch, wie in der Gesamtbevölkerung.

Die Rolle von Geschlecht in der KI reflektieren

Christine Regitz, Vizepräsidentin der Gesellschaft für Informatik: „Mit der Entwicklung von Künstlicher Intelligenz kann zum ersten Mal einer Technologie selbst ein Geschlecht zugeordnet werden. Gerade deswegen sollten wir darauf achten, dass diese Systeme nicht nur bestehende Rollenbilder reproduzieren, sondern die Diversität der Gesellschaft reflektieren und stützen. Denn auch wenn KI das Potenzial hat Menschen zu diskriminieren, kann sie uns als neutrale Instanz ebenso dabei helfen unsere eigene Voreingenommenheit gegenüber Geschlechtern zu offenbaren, sie zu überwinden und Diskriminierung entgegenzuwirken. Dafür braucht es Entwicklerinnen und Entwickler, die sich dieser Verantwortung bewusst sind.“

Weitere Informationen: <https://www.wissenschaftsjahr.de/2019/>

Friedrich Wilhelm Joseph SCHELLING (1775-1854)

von Alfred Rammer



Geboren wurde er als Ritter von Schelling am 27. Jänner 1775 in Leonberg, Herzogtum Württemberg, gestorben ist er am 20. August 1854 in Ragaz, Kanton St. Gallen.

Als geistig für frühreif befunden studierte er mit 16 bereits, gemeinsam mit Hölderlin und Hegel, Evangelische Theologie in Tübingen. 1796 bis 1798 studierte er in Leipzig Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin. Mit 23 wurde er mit Unterstützung Goethes außerordentlicher Professor in Jena. 1803 wurde er an die Universität Würzburg berufen, 1806 bis 1820 wirkte er in München. 1820 bis 1826 war er Honorarprofessor in Erlangen, 1827 bis 1841 war er ordentlicher Professor in München, 1841 wurde er nach Berlin berufen, wo er vor allem Religionsphilosophie lehrte.

1854 starb er während eines Kuraufenthalts in der Schweiz.

Schelling beginnt sein philosophisches Wirken mit der Auseinandersetzung mit Kants *Kritik der reinen Vernunft*, in der er ein Prinzip, durch das die grundlegende Bewusstseinsstruktur des menschlichen Wissens (und aus dieser dann der Zusammenhang der Kategorien) hergeleitet werden könnte, vermisst. So macht er sich auf die Suche nach einer prinzipienorientierten Letztbegründung der Philosophie, um über den Begriff des Unbedingten die Einheit des Wissens, Glaubens und Wollens herzustellen. Er betont, dass nur von einem obersten

Grundsatz aus das gesamte Wissen systematisch argumentativ erschließbar ist. Nur ein solcher kann den Einheits- und Systemcharakter der Vernunft garantieren, und da er aus keinem höheren Satz abgeleitet sein darf, muss er unbedingt sein, was auch auf seinen Inhalt und seine Form zutrifft. Dieses sich selbst Setzende findet Schelling im Ich, weshalb der oberste Grundsatz lautet: „Ich ist Ich“.

Das Unbedingte, nach dem Schelling Ausschau hält und das er auch „absolutes Ich“ nennt, kann we-

der Subjekt noch Objekt sein, wie seine Begriffsanalyse aufweist, es muss jede Subjekt-Objekt-Relation überhaupt transzendieren. Als unmittelbare Selbstbeziehung hat das absolute Ich die Form der absoluten Identität, wodurch die endlichen Dinge ihren „Bestand“ und ihre „Unwandelbarkeit“ bekommen.

Die weitere Begriffsanalyse der Unbedingtheit des Ich führt zum Begriff der absoluten Freiheit. Dieser Freiheit des absoluten Ich steht die Unfreiheit des empirischen Ich gegenüber.

„Ein wahrer Mensch ist, wer bis in den Mittelpunkt der Menschheit gekommen ist.“

Ideen, Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Erste Abteilung, Bd. 2, 87

Das absolute Ich ist Bedingung alles Bewusstseins, woraus folgt, dass es selbst alles Bewusstsein ausschließt, es ist weder durch Begriffe fassbar noch demonstrierbar. Das Sein ist unmittelbare, reine Selbstbeziehung und erschließt sich nur einer intellektuellen Anschauung.

Ähnlich wie Kant kommt Schelling zur Erkenntnis, dass das Absolute philosophisch nur thematisiert werden kann, indem es zum Objekt gemacht wird, wodurch es als absolutes Prinzip verloren geht. Und gleichfalls Kant ähnlich schließt er, dass dieses nur am Ende eines praktischen Prozesses, der angemessen in der Kunst vollzogen wird, erreicht werden kann. Die Frage nach dem Dasein der Welt ist nur durch eine ästhetische Praxis auflösbar.

Das seiner selbst bewusste Ich ist Ausgangspunkt auch der späteren Arbeiten Schellings, allerdings setzt er es nicht mehr mit dem Absoluten gleich, vielmehr gilt es als transzendente Voraussetzung dessen. Das Absolute ist „Geist“, der durch den Prozess seiner bewusstlosen Selbstanschauung seinen eigenen Entwicklungsprozess, in dem er seiner selbst bewusst und damit endlich wird, begründet. Fortschreitend objektiviert sich der Geist in der Natur und erreicht im Akt der Abstraktion der von ihm produzierten Natur das reine Selbstbewusstsein.

Naturgeschichtlich setzt das Selbstbewusstsein das Absolute voraus, als Geist hat das Absolute im Selbst-

„Jeder ungebildete Mensch ist die Karikatur von sich selbst.“

Kritische Fragmente

bewusstsein seine transzendente Voraussetzung.

Dem realistischen Dogmatismus wie auch dem subjektivistischen Idealismus stellt Schelling die unhintergehbare Einheit von Subjekt und Objekt entgegen. Subjekt und Objekt können nicht ohne das jeweils andere bestehen. Ihre Einheit zeigt sich darin, dass sich das Subjektive und das Objektive gegenseitig hervorbringen.

Das subjektive Selbstbewusstsein ist für Schelling unmittelbar und unhintergebar. Als unmittelbares kann man es als ein „Anschauen“ beschreiben, doch kann es, weil ja unhintergebar, kein sinnliches, sondern nur „intellektuelles Anschauen“ sein. Die Philosophie hat diese subjektive intellektuelle Anschauung zum „Erscheinen“ zu bringen, also intersubjektiv mitteilbar zu machen, wodurch dann das ganze System des Wissens begründet werden kann. So gelangt der Mensch von der subjektiven zur objektiven Anschauung, die dann ein Absolutes, nicht mehr durch einen Subjekt-Objekt-Gegensatz, sondern durch reine Identität gekennzeichnet ist.

„Je vollständiger man ein Individuum lieben oder bilden kann, je mehr Harmonie findet man in der Welt: je mehr man von der Organisation des Universums versteht, je reicher, unendlicher und weltähnlicher wird uns jeder Gegenstand.“

Über die Philosophie, Studienausgabe, Bd. 2, 176

Als Aufgabe der Philosophie bestimmt Schelling, die Begrenztheit des faktisch vorfindbaren Ich als Selbstbeschränkung aus der unendlichen Tätigkeit nachzuweisen. Die Entwicklung schreitet von einer unbewussten Einheit von objektiv-reeller und subjektiv-ideeller Tätigkeit zu einer bewussten fort, und am Ende wird dem anfangs anonymen

„Die Quelle des Ideals ist der heiße Durst nach Ewigkeit, die Sehnsucht nach Gott, also das Edelste unserer Natur.“

An seinen Bruder, 1792

absoluten Selbstbewusstsein zu immer gründlicherer Selbsterkenntnis verholten.

Im Laufe seines Lebens immer mehr ins Zentrum rückt die Letztbegründungsabsicht der Philosophie, die Suche nach dem letzten Grund für das Denken. Diesen letzten Grund bestimmt er als Gott des Christentums, der eine „philosophische Religion“ begründet, die das letzte Ziel der Philosophiegeschichte ist. Die „Letztbegründung der Vernunft“ versteht Schelling dabei in besonderer Weise: sie ist ihm nicht reflexive Selbstbegründung, sondern Begründung des Denkens als Verweis auf eine letzte Instanz, die nicht Denken, sondern Gott ist. Damit sprengt Schelling die Grenzen des Idealismus und stößt das Tor auf hin zu einer realistischen Philosophie, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts ansetzt. Ob Schellings Bestimmungen des Absoluten auch ohne dessen theologisierende Sprache Sinn ergibt, ist in der Fachwelt seit eh und je und nach wie vor heftig umstritten.

Literatur

Schelling, F. W. H., *Historisch-kritische Ausgabe, hg. im Auftrag der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 40 Bde., 1976ff*

Baumgartner, H. M./Korten, H., *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, München: Beck 1996*

Hiltscher, R./Klingner, S. (Hg.), *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012*

Die 1970er Jahre

Erst kürzlich erschien das neueste Buch von Frank Wolfram Wagner mit dem Titel „Die 1970er Jahre – progressive Zeitzegen berichten“. Der Soziologe und Schüler von Richard Grathoff versucht darin, die vergangene Zeit am Beispiel der 1970er Jahre zu beschreiben.

Während heutzutage der Fortschritt auf viele wie ein Konformitätsdruck wirkt, erschien in den 1970er Jahren dieser den Menschen eher als gesamtgesellschaftlicher Fortschritt. Wagner beschränkt sich in seinem Buch nicht auf eine rein historische Betrachtung. Ausgehend von den Rahmenbedingungen der Endsechzigerjahre widmet er sich den Phänomenen der 1970er Jahre wie Strukturwandel der Familie, dem Individualisierungsprozess und Wertewandel sowie der Struktur der sozialen Ungleichheit. Zudem präsentiert er ausgewählte politische Selbstdenker und technische Innovateure, behandelt die Gastarbeitermigration und die Stadtentwicklung, weckt Erinnerungen an den damaligen Fußballsport, die Parteien, Randkulturen im Strafvollzug, Literatur, Musik usw.

Es sind bei weitem keine erschöpfenden Einblicke, eher Streiflichter und persönliche Eindrücke und Erlebnisse des Autors, doch wecken all diese Darstellungen Erinnerungen beim Leser und lassen ihn eintauchen in die vergangene Zeit der 1970er Jahre. Frank Wolfram Wagner geht es jedoch um mehr als die Präsentation seiner persönlichen Wahrnehmungen und so lässt er in den restlichen zwei Drittel seines Werkes Menschen zu Wort kommen, die ihre Sicht, ihre Erlebnisse und Eindrücke aus der damaligen Zeit schildern. Zwei Dutzend Interviews mit männlichen und weiblichen Persönlichkeiten aus unterschiedlichen Bereichen machen das Mosaik von den 1970er Jahren bunter und vielfältiger und verweisen auf die unterschiedlichen Lebenswelten.

Wagners Buch ist nicht nur ein Rückblick in eine längst vergangene Zeit; es ist zugleich eine Mahnung an das Heute, das immer mehr Freizügigkeiten der Lebensführung vermissen lässt.

Bernhard Hofer



Frank Wolfram Wagner
Die 1970er Jahre - progressive Zeitzegen berichten
 Tredition GmbH, 11.6.2019
 268 Seiten
 ISBN: 978-3-7482-4747
 Paperback: Euro 12,-
 Auch als Hardcover erhältlich!

Heimatt

Nein, es ist kein Druckfehler: Die Autoren der Kursbuch Kulturstiftung wählten bewusst diesen Titel, denn sie sind der Überzeugung, dass es sich lohnt, über Heimat nachzudenken, nicht, um eine Antwort auf die Frage zu finden, was sie ist, sondern um sich an Antworten auf die Frage zu versuchen, warum sie sich überhaupt stellt. Die Diskussion über Heimat ermüdet uns zunehmend, sie ermattet uns, macht uns Heimatt. Und so nähern sich die Autoren und eine Autorin im Kursbuch dem Heimat-Begriff aus den unterschiedlichsten Perspektiven und sehen sich doch in einer Sache geeint: Der Begriff Heimat als Lösung ist gleichzeitig das Problem. Denn dort, wo Heimat beschworen wird, erzeugt sie Widersprüche und Gegensätze.

So behandelt Georg Seeßlen in seinem Beitrag Bayern als Mythos, Ideologie und Ware. Er ist der Überzeugung, dass sich gerade an Bayern wie kaum einer anderen Region die „Fabrikation von Heimat“ studieren lässt. Ausschlaggebend ist dabei die „Mehrfachcodierung“ von „Sex, Ökonomie, Politik, Religion, Kunst und Alltag“, welche Seeßlen erfrischend und zugleich schonungslos beleuchtet. Als Durchzugsgebiet war Bayern in seiner Geschichte stets auf die Assimilation von Fremden angewiesen; die Inszenierung von Sitte, Brauch und Heimat war notwendig, weil - so Seeßlen - die Gefahr einer Entwurzelung größer ist als sonst wo. Nur wenige haben ein entspanntes Verhältnis zu ihrer Heimat Bayern; es ist eher eine „Mischung aus Sehnsucht und Grauen“.

Michael Haas widmet seinen Beitrag der Exilmusik und Rückkehr. Er bringt zahlreiche Beispiele von Komponisten, deren innere Rückkehr für ihren Versuch stand, im Exil kulturelle Eigenschaften und Traditionen ihrer Heimat im neuen Land aktiv weiter zu gestalten. Zudem verweist er auf die sogenannte „äußerliche Rückkehr“ als konkrete Anzeige des inneren Prozesses.

Das „Heimweh nach dem Netz“ behandelt Adrian Lobe. So bezeichnet sich die Zimmervermittlungsplattform Airbnb als Internetheimat für mobile „anywheres“ oder Facebook verfolgt die Idee einer globalen Community, welche Gründer Zuckerberg als postnationalen Gegenentwurf zum Nationalstaat versteht und womit viele Begriffe aufgerufen werden, die mit Heimat assoziiert werden. Lobe wirft die Frage auf, wie die virtuelle Realität in Hinkunft den Heimatbegriff verändern wird und ob Heimat vielleicht auch portativ wird, man sie mit der virtuellen Realität überall hin mitnehmen kann. Das 200seitige von Peter Felixberger und Armin Nassehi herausgegebene Kursbuch 198 erschien Anfang Juni d. J. Die insgesamt 13 AutorInnen nähern sich der Thematik von verschiedensten Bereichen. Alles in allem: viele erfrischende und zugleich tiefgründige Zugänge zum Thema Heimat, insbesondere für jene, die sich bislang ob der Heimatdiskussion ermattet zurücklehnten.

Bernhard Hofer



Armin Nassehi,
 Peter Felixberger (Hg.)
Kursbuch 198 „Heimatt“
 Erschienen am 2. Juni 2019
 ISBN: 978-3-96196-068-2
 ca. 200 Seiten

BERTOLT BRECHTS NIEDERLAGEN

mit Hinweisen von Richard Albrecht¹



„Es ist bekannt, wie vorteilhaft die Überzeugung, an der Schwelle einer neuen Zeit zu stehen, die Menschen beeinflussen kann. Ihre Umgebung erscheint ihnen da als noch ganz unfertig, erfreulichster Verbesserungen fähig, voll von ungeahnten Möglichkeiten, als fügsamer Rohstoff in ihrer Hand. Sie selbst kommen sich vor wie am Morgen, ausgeruht, kräftig, erfindungsreich. Bisheriger Glaube wird als Aberglaube behandelt, was gestern noch als selbstverständlich erschien, wird neuem Studium unterworfen. Wir sind beherrscht worden, sagen die Menschen, aber nun werden wir herrschen.“

Keine andere Zeile eines Liedes begeisterte die Arbeiter um die Jahrhundertwende stärker als die Zeile „Mit uns zieht die neue Zeit“; die Alten und Jungen marschierten unter ihr, die Ärmsten und Ausgemergeltesten und die sich schon etwas von der Zivilisation erkämpft hatten; sie schienen sich alle jung. Unter dem Anstreicher wurde die unerhörte Verführungskraft dieser Worte ebenfalls erprobt, auch er verhielt eine neue Zeit. Die Worte zeigten da ihre Vagheit und Leere. Ihre Unbestimmtheit, die nun von den Verführern der Massen ausgenutzt wurde, hatte lange die Stärke ausgemacht.

Die neue Zeit, das war etwas und ist etwas, was alles betrifft, nichts unverändert lässt, aber doch eben ihren Charakter erst entfalten wird, etwas, in dem alle Phantasie Raum hat, was durch allzu bestimmte Aussagen nur eingeschränkt werden kann. Geliebt wird das Anfangsgefühl, die Pioniersituation, begeisternd wirkt die Haltung des Beginners. Geliebt wird das Glücksgefühl derer, die eine neue Maschine ölen, bevor sie ihre Kraft zeigen soll, derer, die in eine alten Landkarte einen weißen Fleck ausfüllen, derer, die den Grund eines neuen Hauses ausheben, ihres Hauses.

Dieses Gefühl kennt der Forscher, der eine Entdeckung macht, die alles verändern wird, der Redner, der eine Rede vorbereitet, die eine neue Situation schaffen wird. Furchtbar die Enttäuschung, wenn die Menschen erkennen oder zu erkennen glauben, dass sie einer Illusion zum Opfer gefallen sind, dass das Alte stärker ist als das Neue, dass die „Tatsachen“ gegen sie und nicht für sie sind, dass ihre Zeit, die neue, noch nicht gekommen ist. Es ist dann nicht nur so schlecht wie vorher, sondern viel schlechter; denn sie haben allerhand geopfert für ihre Pläne, was ihnen jetzt fehlt, sie haben sich vorgegagt und werden jetzt überfallen, das Alte rächt sich an ihnen. Der Forscher oder Entdecker, ein unbekannter, aber noch unverfolgter Mann, bevor er seine Entdeckung veröffentlicht hat, ist nun, wo sie widerlegt oder diffamiert ist, ein Schwindler und Scharlatan, ach, allzusehr bekannt, der Unterdrückte und Ausgebeutete nun, nachdem sein Aufstand niedergeschlagen wurde, ein Aufrührer, der besonderer Unterdrückung und Bestrafung unterzogen wird. Der Anstrengung folgt die Erschöpfung, der vielleicht übertriebenen Hoffnung die vielleicht übertriebene Hoffnungslosigkeit. Die nicht in Stumpfheit und Teilnahmslosigkeit zurückfallen, fallen in schlimmeres; die die Aktivität für ihre Ideale nicht eingebüßt haben, verwenden sie nun gegen dieselben! Kein Revolutionär ist unerbittlicher als der gescheiterte Neuerer, kein Elefant ein grausamerer Feind der wilden Elefanten als der gezähmte Elefant.

Und doch mögen diese Enttäuschten immer noch in einer neuen Zeit, Zeit des großen Umsturzes, leben. Sie wissen nur nichts von neuen Zeiten.

In diesen Zeiten wird der Begriff des Neuen selber verfälscht. Das Alte und Uralte, neuerdings auf den Plan tretend, proklamiert sich als neu, oder es wird

als neu verkündet, wenn das Alte oder Uralte auf eine neue Art durchgesetzt wird. Das wirklich Neue aber wird, da heute abgesetzt, als das Gestrige erklärt, zu einer flüchtigen Mode heruntergemacht, deren Zeit vorbei ist. Das Neue ist z.B. die Art, wie Kriege geführt werden, und alt soll sein eine Art der Wirtschaft, angedeutet, noch niemals ausgeführt, welche Kriege überflüssig machen will. Auf eine neue Art wird die Gesellschaftsordnung in Klassen befestigt, und alt soll sein, die Klassen beseitigen zu wollen.

Die Hoffnungen der Menschen werden nicht etwa entmutigt in solchen Zeiten. Jedoch werden sie umgelenkt [...]

Dies schrieb der poetische Stückeschreiber (10.2.1898 Augsburg - 14.8.1956 Berlin) zu Leben des Galilei 1938/39 im Exil in Dänemark. Deutschsprachige Erstaufführung in Zürich 1943. Erstdruck Suhrkamp Verlag 1948. – Text in: Bertolt Brecht, Vorwort („Galileo“), nach: Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, Band 27: Journale 2 ©Bertolt-Brecht-Erben/Suhrkamp Verlag 1995.

Im Text geht es um Allgemeines. Angesprochen auch spätere Erfahrungen jener Berliner 5 Tage im Juni 1953. Deshalb die Mehrzahl *Niederlagen*.

Anmerkungen

1) Im Anschluss an Bertolt Brecht - 'Bolshevik Without a Party Book' in: Praxis Four. A journal of radical perspectives on the arts, 1979: 297-303 [mit M. Mitzschke]; zuletzt <http://www.trend.infopartisan.net/trd1211/t781211.html>

Dr.habil. Richard Albrecht, PhD., Jg. 1945, Kultur- und Sozialwissenschaftler. Leitkonzept *The Utopian Paradigm* (1991). Letzterschienenes Buch HELDENTOD. Kurze Texte aus Langen Jahren (2011).

Kongress der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie

Salzburg

26.-28. September 2019

Ad-hoc-Session

„Cultural Lag“
in der digitalen Gesellschaft:
Ein hochaktuelles, vernachlässig-
tes Thema der Soziologie

Organisation:

Hermann Strasser, Universität Duisburg-Essen
Max Haller, Universität Graz

Einleitung:

Hermann Strasser, Universität Duisburg-Essen
„Cultural lag“ als gesellschaftliche und soziologische Herausforderung

Beiträge:

Takemitsu Morikawa, Keio Universität, Tokio
„Cultural Lag“ im Spannungsfeld der soziokulturellen Evolutionstheorie und der Theorie der Moderne

Martin Griesbacher, Universität Graz

Arbeitszeitgestaltung im Zeitalter der Digitalisierung: Ordnungsverlust oder Autonomiegewinn?

George Ritzer, University of Maryland, College Park

On the Lag between Changes in, and Understandings of, Material and Digital Consumption Sites

Alexander Schmidl, Universität Erlangen-Nürnberg

Noch analog, schon digital: Subjekte und Technik in der Übergangsphase und neue Fragen zum autonomen Fahren

Diskussion

Absender:

soziologie heute
- das soziologische Fachmagazin
Aubrunnerweg 1
A-4040 Linz